

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera  
**Band:** 90=110 (1944)  
**Heft:** 9: III. Wehrmedizinisches Sonderheft  
  
**Artikel:** Drei Monate an der Ostfront : Tagebuch November 1942 bis Februar 1943  
**Autor:** Bircher, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-19057>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

denlang lauschten wir vor irgend einem Panjehäuschen an den hellen Sommernächten diesen Liedern. Es war dies mehr ein «tiefes persönliches Erleben» als ein «Hören». Es waren immer die gleichen Melodien, sangen sie russische Gefangene in einem deutschen Gefangenenlager, sangen sie junge Burschen und Mädchen abends auf einem Schiffchen auf der Welikaja (Fluss, der durch P. fliesst), oder sang sie ein Mädchen in seiner Stube drin.

Es sind dies einzelne kleine Ausschnitte aus dem so überaus erlebnisreichen Aufenthalt der III. schweizerischen Aerztemission an der Ostfront.

## **Drei Monate an der Ostfront**

Tagebuch November 1942 bis Februar 1943

von Leutnant *H. Bircher*, med. prakt., Basel

24. XI. 1942. *Antreten.* Von allen Seiten marschieren und trampeln schwer befrachtete Aerzte und Schwestern in der ernstesten dunkelblauen Rotkreuzuniform zum Berner Standquartier.

Erfreulich knapp und militärisch begrüsst der Missionsleiter die Teilnehmer. Schwestern nähen ihren männlichen Kameraden die Hoheitsabzeichen auf die Jacken. Feldflaschen, Schlafsäcke, Munition werden verteilt. Ueberall emsiges Umpacken, Aufschnallen der Helme. Die Koffern stehen in Reih und Glied in der Hotelhalle, eine Unmenge von Gepäck, Seemannssäcke, unförmig vollgepfropfte Rucksäcke. Unter den heimeligen Berner Arkaden bummeln da und dort Schwestern oder Aerzte mit ihren Angehörigen, stolz in langen, kleidsamen Soldatenmänteln und den Mützen. Alle Vorbeigehenden drehen die Köpfe. Und sind für einige Augenblicke dabei, bei der 4. Schweizerischen Aerztemission an die Ostfront. Vielleicht sind sie auch stolz darauf, dass ihre eigenen Mitbürger hinausgehen, beseelt, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, Ehre einzulegen für unser Vaterland. Am andern Morgen. Die Koffern sind weg. Jeder nimmt seinen Rucksack auf den Buckel.

Eine kleine und bescheidene, aber stramme Zweierkolonne marschiert zum Bahnhof. Ueberall stehen die Berner auf ihren Gassen still und nehmen stumm und ernst Abschied von ihren Landsleuten.



Ein klarer, durchsichtiger, kalter Morgen. Wir verstauen unser umfangreiches Gepäck in den beiden Wagen und Freunde und Bekannte, Väter und Mütter stehen und lächeln.

Der letzte Händedruck. Der letzte Kuss. Wer weiss, wie lange? Gar dem schüchternen Deutschschweizer war er gestattet für diesmal. Ausnahmsweise.

Langsam rollt der Zug aus der Halle. Wir winken und beissen auf die Zähne. Wann und wie kehren wir wieder heim? Der Zug donnert über die schöne, neue Eisenbahnbrücke und zärtlich gucken wir hinunter in die blaue, träge, immer gleiche Aare. Du gutes Symbol und stiller Vertrauter unseres menschlichen Daseins und Zuhause-sein. Diese Hügel und Wälder und abgeweideten Matten, und braunen Bauernhäuser, — inbrünstig klammern wir uns daran. Tiefer Friede!

In Zürich tafeln und schwatzen wir fröhlich im Bahnhofbuffet. Neuerdings Abschiednehmen. Es nachtet. Frostig kalt. Pustend schleppt die Dampflokomotive unsere Wagen ins fremde Land und näher denn je dem Krieg. Singen! Heimweh? Man ist Soldat und sucht gar seinen Gefühlen zu befehlen. Unsere zwei Schweizerwagen werden dem Schnellzug nach Berlin angehängt. Vollgepfropfte deutsche Wagen, mit vielen ernsten Soldaten und ihren Wäschebeuteln und Tornistern. Zur Front, wer weiss wohin und wie lange. Klare, mondhelle Nacht. Gespenstig huschen die schattenreichen Tannenzwälder vorbei. Vorbei an den Häusern ohne Dächer oder zerfetzten Ruinen. Wie der Mond selbst dieses Elend unbarmherzig enthüllt. Es ist Krieg.

Stuttgart. Ueberlagert von einem durchsichtigen Dunstschleier. Hingebettet in einen grossen, sanft ansteigenden, flachen Talkessel. Der riesige, moderne Stuttgarter Hauptbahnhof soll erst vor wenigen Tagen zerstört worden sein. Wir fahren und kurven auf der Hügelkuppe um die Stadt herum. Wir huschen spät in der Nacht in unsere Schlafsäcke und schlafen zum ewigen Rhythmus der rollenden Räder. Hie und da aufgeweckt und aufgeschreckt durch weinende Kinder, die sich mit der Mutter aus dem Gedränge der deutschen Wagen in unsere mit Koffern überstellten Durchgänge geflüchtet haben. Mit dem restlichen kargen Wasser waschen und rasieren wir uns am Morgen zwischen Erfurt und Berlin. Wir weichen nicht von den Fenstern und sehen die Leunawerke, und schon rollen wir bereits durch Berlins Vorstädte. Klopfende Herzen. Berlin.

Mehrere deutsche Sanitätsoffiziere stehen da in Ausgangsuniform mit langen Hosen und Dolch. Wir werden aufs freundlichste be-

grüsst. Just neben dem Bahnhof beziehen wir Quartier im grossen Hotel Excelsior. Wir verstauen unser Gepäck und fahren gleich los mit Autos zur Akademie. Berlin! Sehr belebte Strassen mit vielen glänzenden Wagen des Heeres und der Luftwaffe. General der Infanterie Olbricht kam extra aus dem Führerhauptquartier zu unserer Begrüssung. Professor Sauerbruch klopft mir auf die Schulter und erinnert sich noch unserer kurzen Skikameradschaft auf Parsenn. Wir setzen uns an langen Tischen unter den Augen der Generäle und der Heeressanitäts-Inspektoren, die ernst und in grosser Uniform mit vielen Orden aus schweren, goldenen Bildrahmen nieder starren. Wir sitzen zwischen zuvorkommenden, ausserordentlich netten Offizieren und unsere Aufmerksamkeit gilt vor allem den Gradabzeichen und verschiedenen, für uns ganz neuen Kriegsverdienstkreuzen und anderen Auszeichnungen. Man hält Tischreden, wir werden herzlich begrüsst und die Leistungen der andern Missionen dankend anerkannt.

Was denkt die Schweiz über den Verlauf des Krieges? Von allen Seiten werden wir bombardiert. Haben sie immer noch so viel Butter und Schokolade? Und Schweizer Uhren, gibt es die noch zu kaufen? — Ein Offizier erteilt uns Unterricht in Grad- und Abzeichenkenntnis der deutschen Armee. Wir spazieren in der Stadt. Unter den Linden. Reichskanzlei, Luftfahrtministerium. Alles gross-angelegte, klassische Prunkbauten. Und doch nicht überladen und eigentlich nüchtern. Ich weiss nicht warum. Unter den Linden. Gross angelegte Strassen und Paläste aus Kaisers Zeiten. Brandenburger Tor. Wir sehen die Attrappen, ein ganz ungeheurer Wald von kleinen Tännchen, als Baldachin über der riesigen schnurgeraden Strasse. Eben Krieg. Und Tarnung. Viele schwarze, glänzende Wagen der Wehrmacht und der Partei und der S. S. flitzen an uns vorüber. Auf den Strassen emsiges Hin und Her und stetiges Hasten. Viele, viele Uniformen. Der Zivilist ist rar und geht unter. Mit Stolz stehen wir vor dem Haus der Schweiz. Unser Haus. Unsere Schweiz. Die Auslagen der herrlichen Geschäfte sind grösstenteils leer oder wenn etwas darin liegt: Unverkäuflich. Die Menschen sind ernst. Nur vorwärts und weiter. Ewiges, unruhiges Jagen.

Universität. Wenig Studenten. Viele Studentinnen. Im Hof stehen die Obeliskten mit den Heldengedenktafeln mit vielen, vielen gefallenen Offizieren und Soldaten, Dozenten und Schülern. Vielleicht längst vergessen, diese Opfer des letzten grossen Krieges. Irgendwo stehen vereinsamt und vergessen und verrostet französische Geschütze und Tanks aus dem letzten Weltkrieg.

Man spricht von harten Abwehrkämpfen und vom Loslösen oder Absetzen vom Feind. Am Abend sitzen wir in der herrlichen Villa bei Fetzer um den grossen runden Tisch in bequemen weichen Sesseln. Spät nachts fahre und taste ich mich in der stockdunklen Nacht ins Hotel zurück. Ich trete in die überhelle Hotelhalle. Voll Menschen. Da, welch ernster, trauriger Anblick. 15 Offiziere an den Krücken, einbeinig, von gut aussehenden jungen Frauen zärtlich bemuttert. Mit schmalen, bleichen Gesichtern. Die Aufzüge verschlucken dieses zweite traurige Bild eines menschenfressenden Krieges. Nachdenklich und erschüttert lege ich mich zu Bett.

*Am 26. XI. 1942.* Früh morgens räumen wir das Hotel und beziehen Unterkunft im Lazarettzug. Potsdamer Bahnhof. Alter Wannsee-Bahnhof. Eine gut 500 Meter lange Wagenschlange. Vierachser. An den Wänden bescheiden ein Rotkreuzschild, Heizwagen, Küchenwagen mit grossen, glänzenden Kesseln. Operationsraum. Viel Licht, blendend weiss und genügend Platz.

Die Zweitklasswagen für Sitzende. In den Drittklasswagen stehen an den Wänden entlang schmale Olympiabetten. Gleich zweistöckig. Wir verstauen unser Gepäck unter die Betten, legen uns auf die sagenhaften berühmten Kojen und sind vollauf zufrieden. Weich liegt es sich in dem grauen, beinahe elastischen Segeltuch. Nebenan steht unser Mitropa-Speisewagen und erwartet uns zum Frühstück. In allen Wagen nicht nur Bahnheizung, sondern noch als Sicherung sind genügend kleine eiserne Schwarmöfen eingebaut.

Wir bummeln wieder durch die Stadt. Andere fahren mit den Begleitoffizieren zum Reichssportfeld. Mehrere suchen in den Buchhandlungen nach guten und billigen Büchern. Müde schlüpfen wir am späten Abend in die guten, warmen Schlafsäcke und legen uns auf die weichen Olympiabetten.

*27. XI. 1942.* Wahrscheinlich fahren wir heute. Und freudig und erwartungsvoll trinken wir unseren schwarzen sogenannten Kaffee und suchen möglichst rasch nochmals wegzukommen in die Stadt. Ja, wir fahren definitiv am Nachmittag. Der Zug hat bereits inzwischen den Bahnhof verlassen und wir stolpern mit unseren Begleitoffizieren draussen über die vielen, vielen Geleise. Herzlicher Abschied von unseren lieb gewordenen deutschen Offizieren. Die Schweizer Zigaretten haben innert wenigen Tagen ein recht kameradschaftliches Verhältnis geschaffen. Sie wünschen uns Glück und glauben und hoffen mit uns Wiedersehen feiern zu dürfen, hier in Berlin. Und zögernd fügen sie bei, wenn sie noch da sind, dann im Frühjahr.

Sie hätten für längere Zeit genug von Russland. Und trotzdem. Sie freuen sich wieder hinausgehen zu können, zum Einsatz fürs Vaterland. Die letzten Photos werden schnell geknipst. Wir gleiten. Ganz langsam. 1330. Zwischen dem unglaublich weiten Häusermeer heraus aus dem Bahnhof. Ueberall stehen in kleinern und grössern Gruppen Osteinsatzleute, in dicken, wattierten und gesteppten Uniformen mit breiten, knochigen Gesichtern und merkwürdigen Augen. Da ist Asien inmitten Europas.

28. XI. 1942. Morgens 6 Uhr hören wir schläfrig die Glocken von B. Wir haben geschlafen wie zu Hause, trotz dem rhythmischen Räderrollen. Durch schlesisches Industriegebiet. Ueberall grosse Fabriken. Hochöfen bis zehn Stück hart nebeneinander. Stromlinienlokomotiven. Gutgepflegte Einfamiliensiedelungen. Typisiert und höchst modern. Auf dem schmalen Boden eingeklemmt zwischen riesigen Fabriken und Städten überall im Bau befindliche Montagehallen, Hochöfen, Walzwerke, Retorten. Und überall die auffallenden russischen Arbeiter. Grosse Flaksperrren. Fesselballone. Beobachtungstürme. Ab und zu kleine Föhrenwälder. Mitten in Russ und Dreck und Schloten und Hallen und Städten kleine, letzte Reste der Natur. Die Lungen, spärlich genug allerdings, dieser ungeheuren Waffenschmiede. Es schneit in zarten Flocken. Wir sitzen gemächlich in unseren Zweitklasswagen und lesen und studieren auf den Karten die Reiserouten. Wir fahren doch nach K. Es kaltet. Immer dicker fallen die Flocken. Es ist nichts mit Wien und Budapest. Wir essen genug und gut und haben trotzdem ständig Hunger. Unser Lazarettzug schleicht langsam durch trostlose, flache Gegenden mit grossen Tümpeln und riesigen, grauen, zum Teil ganz neuen Fabriken und unabsehbaren Bahnhöfen mit vielen, vielen Güterzügen. 1400. Und bereits nachts.

29. XI. 1942. Brummige Aufklärer wecken uns. Fern winken die Türme K. Mehrere Lazarettzüge stehen nebeneinander auf dem Vorbahnhof. An einer Rampe wird eben ein langer Sanitätszug ausgeladen. Kalte Bise. Wir merken nichts davon in unseren gut geheizten Wagen. Die Equipe für Ch. verlässt uns und fährt mit einem andern Lazarettzug weiter. Urlauberzüge fahren westwärts. Ab und zu ein gewöhnlicher Schnellzug, mit Wagenanschriften: «Nur für Deutsche», «Nur für Polen». An den Häusern, an den Wagen, an den Lokomotiven überall grosse «V». Es ist Sonntag. Man merkt nichts davon. Aeusserste Arbeit. Ueberall. Grosse Barackenlager. Einstöckig. Säuberlich herge-

richtet. Im grossen Viereck. Rundum zweifache, hohe Wände mit Stacheldraht und an allen vier Ecken kleine Beobachtungstürme. Mannen und Frauen spazieren in den Innenhöfen. Irgendwo steht gross angeschrieben: Zwangsarbeitslager. Die patrouillierenden Wachen in langen, guten Pelzmänteln. Das ist der andere Krieg! Ohne Heeresbericht. Ueberall: In B. sahen wir beim Funkturm riesige Gebäude aus Pappe und Holzgerüsten. So tarnen sie die in der Nähe sich befindlichen Fabriken. — Der Spiess erzählt, wie neulich hier im Generalgouvernement ein Lazarettzug auf Partisanen-Minen fuhr. 15 Wagen flogen in die Luft. Zum Glück war es ein Leerzug. Nicht weit von hier wurde eine auf Marsch sich befindliche Sanitätskompanie von Partisanen überfallen. Nur vereinzelte Soldaten konnten entkommen. Man fand nie mehr ein Zeichen dieser Kompanie. — Krieg! Wir kommen ihm immer näher. Vorne sollen schwere Abwehrkämpfe im Gange sein. Wir werden bald 68 Mann und zwei Wagen Flak erhalten zum Schutz gegen die Partisanen und feindlichen Flieger. Wir glauben von Olten nach Bern zu fahren. Flache Hügel, mit schmalen, langen, gut gepflegten Aeckern. Unterbrochen von Laubwäldern. Ab und zu ein Dorf, mit Stroh gedeckte lange Bauernhäuser, umlagert von Hühnern und Gänsen. Auf den kleinen und grossen Bahnhöfen viele Menschen. Frauen mit wallenden Kopftüchern und langen, schweren Jacken. Die Männer in Pelzmänteln und Stiefeln. Absolut tankgängiges Land. Keine grossen, sperrenden Wälder. Keine Berge als Flanken. Sanfte Hügel und Ebenen. Inmitten der vielen alten und ungepflegten Häuser moderne, grosse, flachdachige, getünchte Häuser mit ganzen Fenstern und Vorhängen. Die Toiletten sind überall draussen, nebenan kleine Bretterverschläge. Aber die vielen Kinder, die scheren sich nicht darnach. Wo es nötig ist, setzen sie ihre eigenen kleinen Miststöcklein hin. — Nirgends Spuren des vorübergerasteten Krieges. Landstrassen sind tief durchfurchte Karrwege. Aufgeweicht. Nebenher ein schmaler mit Platten belegter Gehsteig.

Um 1600 beginnt der Winter. Eisiger Sturmwind pfeift um die Wagen und singt in den Dächern. Flocken fallen immer dichter. Auf den unabsehbaren Feldern stehen die Krähen haufenweise dicht nebeneinander und fliegen plötzlich mit lautem Gekreisch auf und davon. Vor uns bummeln noch zehn Lazarettzüge gegen Osten. Irgend an einem grossen Gartenzaun stehen wieder einmal die deutschen Worte: Räder müssen rollen für den Sieg. An den Wänden der Lokomotivtender steht auch überall diese Parole Weiss auf Schwarz. Zu



Ehren des Adventsonntages gibt es zum Abendessen für zwei Mann eine Flasche echten italienischen Vermouth. Fröhlich singen wir ein paar Soldaten- und Heimatlieder.

30. XI. 1942. Wir fahren nur langsam weiter auf Nebengeleisen. Kriegswichtigere Transporte gehen vor. Material, Munition. Auf dem Rückweg haben die Verwundetenzüge dieses Vorrecht. Ein herrlicher Morgen. Eiskalt. Gefrorener Boden. Nur wenig Schnee. Ueberall gut gepflegte kleine und grössere Bauernhöfe, mit gut gepflegten Feldern und vielen Obstbäumen. Ist es nicht unser Schweizer Thurgau? Wir disputieren mit den Soldaten und Offizieren des Lazarettzuges. Sie achten trotz allem die stammverwandten Engländer. Fair und sportlich und bedauern, diese Menschen als Gegner haben zu müssen. Die gegenseitigen Gefangenen und Verwundeten werden vorzüglich behandelt und gepflegt. Die Polen sind finster und zurückhaltend. Schlecht gekleidet. Wir fahren an einer grossen, gesprengten Strassenbrücke vorbei. Wir passieren grosse, neue Fabrikanlagen. Eisenkonstruktion. Zwischenwände aus Ziegelsteinen, zum Teil sogar Glasbausteine. Die Gesellschaft ist in Braunschweig zu Hause, wie aus der weit sichtbaren Aufschrift zu entnehmen ist. Gegen Mittag und bei strahlender Sonne passieren wir auf dem Weg nach S. die Weichsel. Gut hundert Meter breit, mit viel Treibeis. Riesige Felder. Ab und zu ein kleines, verträumtes Landschloss mit grossen Oekonomie-Gebäuden. Immer häufiger sind die Eisenbahnbrücken zerstört, ab und zu liegen Wagenräder neben der Böschung, oft ganze Wagen-gerippe, verrostet. — Ein verlassenes Soldatengrab! Ein Kreuz. Ein rostiger Stahlhelm darübergestülpt. Der Zug hält auf freier Strecke. Kleine, zerlumpfte Polenkinder und polnische Bahnarbeiter drängen sich zu den Wagen und betteln um Essen und Zigaretten. Wir verteilen Suppe, Kartoffeln, Brot und Zigaretten. Mit verschmitzten Bücklingen, Händchen heben und einzelnen deutschen Brocken versuchen sie zu danken von ganzem Herzen. Ein Sudetendeutscher beaufsichtigt eine Schar fauler, zerlumpfter, polnischer Arbeiter. Ueberall Partisanen. Er möchte Mark gegen Zloty. Ein Huhn galt letztes Jahr 10 Zloty = 5 Mark. Heute? 100 Mark. Ein Paar Stiefel 1000—2000 Mark. Schwarz. Natürlich. Kaffee? Oh, kostet ein Vermögen. Wir tanken auf einer kleinen Station Kohle und Wasser. Unsere deutschen Sanitätssoldaten erklettern nebenstehende Kohlenwagen und holen für die Schwarmöfen die schweren Klötze mit. Wir bummeln in der warmen Sonne und holen im nahen Wald Tannreiser. Es ist ja bald Weihnachten. Wir sind immer noch in Polen

auf Irrfahrten und stundenlangen Halten. Wir haben Zeit zu lesen, nach Hause zu schreiben, alte, politische und unpolitische Witze zu erzählen. Neben der Bahnlinie marschieren S. S.-Wachmannschaften. Gestern wurden hier auf der Strecke drei der ihrigen erschossen. Die Bahnhöfe starren vor Dreck. Papier, Konservenbüchsen. Aber die Gebäude und Geleiseanlagen werden ständig verbessert. Kleine Benzinlokomotiven keuchen und schleppen Steine und Schotter her. Halberwachsene Buben und Mädels schaufeln und pickeln, und winken verstohlen. Unser Hauptfeldwebel, der Spiess, ein grosser, strammer Mann mit nicht wenig grauen Haaren, erlebt bereits zum zweiten Mal den Weltkrieg. Freiwillig hat er sich gemeldet. Tag und Nacht ist er in seinem Geschäftszimmer, man kann ihn jederzeit fragen, wohin unsere Weiterreise geht. Er zuckt gar oft die Achseln höflich, er weiss es ja selber nicht. Die Strecken sind oft überlastet.

1. XII. 1942. Dezember. Wir fahren im Schneckentempo durch leicht verschneite unendliche Steppen. Ab und zu kleine Baumgruppen. Und wieder halb verfallene und knapp daneben grosse, neue europäische Mietskasernen. Kleine, hochbeinige, rasche Pferde galoppieren mit gebrechlichen Wägelchen auf den holprigen Landstrassen. Ueberall wird an den Bahnen und Strassen und Brücken gearbeitet. Wir nähern uns doch langsam dem unbekannten Russland. In Ch. treffen wir zwei Leichtverwundetenzüge. Gewöhnliche Güterwagen mit kleinen Kohlenofen. Ueberall gucken die russigen Blechkamine zu den Wagen heraus. Ein kleines, lustiges Räuchlein verflattert im Wind. Viele der Wagen haben eingebaute Pritschen, die andern nur dicke Strohlage am Boden. Junge, sehr schlecht aussehende Menschen mit blonden Haarschöpfen und blauen Augen gucken verwundert zu uns herüber. Die Wolldecke und der Notproviant, aus ein paar Broten und währschaftem Speck und die Feldflasche sind einziges Gepäck. Alle siegesgewiss. Kommen aus der Hölle von St. und fluchen ganz gehörig. Man mache keine Gefangene. Schwere Kämpfe toben vorne. Bis 200 Meter seien sie ans Wolgaufer vorgestossen. Aber bald sei auch dieser Spuk zu Ende. Die Russen pfiffen bereits aus den letzten Löchern. Die Wolga sei zweiarmig und je 800 Meter breit. Sie sehnen sich nach Hause und der verdienten Ruhe. Ja, die Russen seien zähe Kämpfer und glänzende Verteidiger. Im schwer zerschnittenen Gelände von Stalingrad werde um jeden Strauch und jede Ruine gekämpft. Dass es Schweizer gibt, die freiwillig hier herauskommen, um den Verwundeten einen kleinen Dienst zu erweisen, können sie kaum begreifen und alle staunen sehr

darüber. — Wir halten an der alten deutsch-russischen Grenze. Drei Stunden in der frischen, klaren Luft. Trainingsanzug und Medizinball. Ein paar Kilometer Lockerungslauf über hartgefrorene Aecker, an einer kleinen byzantinischen Holzkirche vorbei. Ach, geschlossen. Und so verwahrlost. Die Wohnhütten sind halb zerfallen. Die Bewohner in dicken, gefütterten Jacken und Mützen und Lederstiefeln. Wenige Bewachungsbeamte. Vor uns am Horizont ein schmaler, dunkler Waldstreifen. Dort ist der Bug und dahinter unbekanntes und rätselhaftes Russland. — Wir stehen immer noch vor Russland. Nachmittags 4 Uhr. Wir lesen und jassen und denken daran, dass hier die Ausgangsstellungen lagen zum Sturm und zum langen Krieg vor vielen Monaten. Hier in D. Wochenlang lagen hier die Sturmbataillone und warteten. Einige hochragende, zerbrechliche, hölzerne Beobachtungstürme. Das war D.

1615. Langsam, bedächtig rollt der lange Zug über den Bug. Eine grosse Notbrücke auf guten, breiten Holzpfeilern. Der Fluss ist zugefroren. Vorgestern hatte es auf der Weichsel noch Treibeis. Flachküsten am Ost- und Westufer. Einöde, Steppen mit magern, höchstens 30 Zentimeter hohen Grasbüscheln. Kein Wald. Ab und zu verkohlte Mauerresten. Keine Menschen. Hier begann der grosse, furchtbare, blutige Feldzug in Russland.

Professor Nägeli hält an diesem Abend eine kleine Plauderei und bereitet uns auf die schwere Aufgabe vor. «Der Krieg ist eine Epidemie des Traumas.» Pirogoff. Ernst hören wir zu. Es ist unterdessen Nacht geworden, erste Nacht in Russland. Es schneit. Trotz bissiger Kälte. Die Geleise sind auf europäische Spur umgenagelt. Um 89 Millimeter näher geschoben. Zum Nachtessen gibt es gutes, nicht saures Dauerbrot. Rommelbrot. Es wurde für die Afrikaner hergestellt. Wir legen uns schlafen auf russischer Erde und denken an die Landser von heute morgen in den Güterwagen, verwundet, mit zerrissenen Kleidern, russigen Gesichtern, eingefallenen Backen und struppigen Haaren. Sie erlebten das Grauen in Stalingrad. Und wir sehen überall wieder die Zeichen des Aufbaues, die riesigen fertig montierten Eisenträger an den Ufern des Bug, bereit, zusammengesetzt zu werden, um die wacklige Holzbrücke zu ersetzen. Hptm. Howald leitet mit viel menschlichem Verstehen sein Häufchen Getreue und ist immer mit guten Worten dabei. 25 Prozent der Anmeldungen wurden ausgeschieden, wie er uns gestern erzählte.

2. XII. 1942. Und neuer, wunderbarer, sonniger Wintermorgen. Und wieder weite, ungeheure Steppe. Auf den gefrorenen Deichen



und Flüssen tummeln sich Kinder in dicken Joppen eingehüllt mit Schlittschuhen. Alle paar hundert Meter stehen Wachthütten. Und rumänische Soldaten mit angehängtem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett wandern hin und her. Kleine, aus Aesten geflochtene Häuschen oder Erdhütten sind die Behausungen dieser Menschen. Von luftigen Beobachtungstürmen kontrollieren sie die weite Ebene. Kein Strauch. Hie und da ein Soldatengrab. Einsam. Verlassen. Oder ein grosser Soldatenfriedhof. In langen Reihen stehen die Holzkreuze selbst im Tod noch dem andern nebenan Kamerad.

Diese Materialfriedhöfe! Grosskalibrige Feldartillerie, zusammengeschossene Panzer. Wir fahren an grossen und kleinen Dörfern vorbei. Mit breiten Strassen und kleinen einstöckigen Holzhäusern in Reih und Glied mit Strohdächern. Hie und da verkohlte Ruinen. Der Krieg marschierte vorbei. In der Ferne lange, vielstöckige, moderne, flachdachige Mietskasernen, mitteleuropäisch. In der Nähe grosse, moderne Fabriken. Scheinbar wahllos mitten ins Gelände gestellt. Die Geleiseanlagen sind gut trassiert, zum Teil ganz neu. Männer und Frauen, Buben und Mädchen, nur an den Kopftüchern voneinander zu unterscheiden, arbeiten, in dicke, wattierte und gesteppte Jacken verpackt, an den Bahndämmen. Ueberall auf den Steppen stehen unwahrscheinlich grosse, lange Heustöcke. Nicht zugedeckt. Wind und Wetter ausgesetzt. Viele Ziehbrunnen. Kein Oberflächenwasser. An langen, langen, rostigen Ketten gleiten die rostigen, schmutzigen Eimer in die dunklen Schächte. Kleine, dicke, zerlumpte Kinder mit roten Backen und mittelgrosse, rundliche Frauen mit riesigen, geflochtenen Armkörben und breiten, knochigen Gesichtern betteln, betteln auf Deutsch: «Seife, Seife, Schokolade, Zigaretten». Oh glückliche Schweiz! Hier ging der Krieg im Sturm vorbei und vernichtete Menschen, Häuser und Aecker. Das Leben geht weiter. Neues Leben. Neue Häuser neben verkohlten Trümmern. Neue Telephonleitungen neben den umgerissenen. Neue Scheunen neben zerschossenen riesigen, mit Tarnanstrichen versehenen Bunkern. «Schwizarija!» Und ob sie die Schweiz kennen! Lenin war in der Schweiz, sagte einer. Wir werden von Männern und Weibern umringt. Seife und Sicherheitsnadeln, Pfeife und Tabak und Zigaretten wollen sie gegen Eier eintauschen. Mit Säcken auf den Buckeln umlagern sie den Zug. Stämmige, hochgewachsene, grobknochige, hübsche Menschen. Fröhlich und schlau mit den zugekniffenen Augen. Der Fahrdienstleiter in blauer Uniform mit roter Mütze regelt das Hin und Her von den vielen Zügen. Lange, lange Kesselwagenzüge, zum Teil ganz neu,

zum Teil Wagen der schweizerischen Petrola rollen ostwärts. Zerschlossene Tanks und zerschossene Lastwagen fahren heimwärts. Zug um Zug mit schweren Panzern beladen rollen nach vorne, schwer bestückt. Mit 8,8-cm-kalibrigen, langrohrigen Geschützen. 10 500 kg und 25 000 kg steht darauf geschrieben. Begleitet von kleinen und grossen Panzerspähwagen. Und wieder die Urlauberzüge. Nach Hause! An den dick gefrorenen Wagenfenstern baumeln in Reih und Glied die Weihnachtsgänse der Soldaten. Von den Russen auf den Bahnhöfen eingehandelt. Aber mit 150—200 Mark bezahlt. Es wäre eigentlich verboten, dieser Markt mit den Zivilisten. Wer schert sich schon darnach!

Als feurige Kugel versinkt die Sonne in der unendlich unbegrenzten Ferne im Schnee, im Schnee, im unendlich unbegrenzten Schnee. Und schnell wird's dunkel und Nacht.

3. XII. 1942. Wir warten immer noch im Bahnhof K. Rechts ein langer Munitionszug. Links verladene, schwere und mittelschwere Panzer mit einem merkwürdigen, gelbgefleckten Tarnanstrich. Alles will weiter nach vorn. Aber vorn sind alle Verkehrswege verstopft. Die Panzer von nebenan sind von ein paar blutjungen Mechanikern begleitet. Bereits sechs Wochen von M. weg, unterwegs. Häufiger liegen Zugsleichen, rostige Gerippe von ehemaligen Güter- oder Kesselwagen an den Böschungen. Die Räder rollten gleich noch ein paar Meter landeinwärts und liegen auf den umgebrochenen Aeckern. Irgendwo steht ein langer Güterzug, vollbeladen mit nagelneuen Landwirtschaftstraktoren. Ohne Gummi- oder Pneuräder. Abgefederte Eisenräder. Und wieder Baracken, Holz, lange, schwere Eisenträger rollen gegen Osten. In der Ferne tauchen verschwommen Kirchtürme mit charakteristischen Zwiebeln auf, Fabrikareale mit vielen rauchenden Schloten, langgestreckte, flachdachige, rote Backsteinhäuser. Merkwürdig: Warum wohl die wichtigen doppelspurigen Bahnen draussen in der Steppe fahren und die Städte nicht berühren? Und neuerdings mehrere Eisenbahnzüge mit flachen, mittelgrossen Motorbooten. Wir plaudern mit den Sanitätsdienstgraden. Sie waren drunten in Süditalien, in Griechenland, im Norden und Süden der Ostfront, Frankreich, Belgien, Holland. Durchschnittlich 800 Verwundete nehmen sie mit in die Heimat. Keiner hat bis jetzt einen Bauchschuss gesehen. Entweder sie starben oder wurden durch Flugzeuge nach rückwärts geschafft. Zum erstenmal fahren wir an grossen Gefangenennagern vorbei. Vierfach umzäunt, quadratisch angelegt. Holz-

baracken in langen Reihen. An den vier Ecken ca. 10—15 Meter hohe Beobachtungstürme.

4. XII. 1942. Und wieder Morgen. In der Nacht erwachte ich. Der Zug war in voller Fahrt. Nach D. Durch hügeliges Gelände mit grossen Windmühlen und Kolchosen. An der Stirnseite zwei lange, einstöckige Gebäude. Auf beiden Seiten begrenzt und nach hinten in langen Trakten strecken sich die Stallungen. In der Mitte ein grosser, freier Hof. Mit einem grossen Miststock. Mit einem Ziehbrunnen. Wir rollen über grosse Holznotbrücken. Nebenan liegen die Trümmer der einstigen Eisenbahnbrücke. Die Betonfundamente der Stützen sind alle gesprengt. Vorbei an vielen Zugsleichen. In der Ferne ein sehr grosser, glänzend in die Länge und Breite ausgerichteter Obstgarten. Wir tauschen an einer Station für zwei Schachteln Streichhölzer zehn Eier. B. Halt. Lokwechsel. Ein gewaltiger, schnurgerader, unübersehbarer Bahnhof. In unmittelbarer Nähe abgegrenzt und eingehagt, eine Welt für sich, eine Barackenstadt: Gefangene. Die Wagen werden kontrolliert. In der Nacht haben uns die Russen die Lederriemen von den Lichtmaschinen der Wagen gestohlen. Leder ist begehrt für Schuhsohlen. Der Spiess hatte glücklicherweise und vorsorglich noch ein paar in Reserve. Der Klein- und Tauschhandel blüht. Ein Feuerzeug zehn Mark. Und 40 Mark ist der Monatslohn eines Bahnarbeiters. Ja, Bindfaden, Schliessnadeln, Streichhölzer sind hoch im Kurs.

5. XII. 1942. 0830 D. Staunend betrachten wir die grosszügigen, weiten Bahnhofanlagen. Die riesigen Fabriken! Halten auf den ersten Blick jeden Vergleich mit den Leunawerken aus. Hochkamin neben Hochkamin. Retorten. Laufstege. Riesige Ueber- und Unterführungen. Hochspannungsleitungen wie in der Schweiz. Und alles restlos zerstört und gesprengt. Kahle, verkohlte Mauerreste. Eingestürzte, weite Montagehallen. Gesprengte Güterwagen. Umgestürzte Masten. Ein grausiges Durcheinander. Riesige Generatoren stehen in einer gesprengten Halle. Sorgfältig wird überall aufgeräumt und demontiert, auf Wagen verladen und als Schrott der Heimat zugeführt. Dazwischen kleine, moderne Einfamiliensiedelungen. Einstöckig mit einem kleinen Garten. Locker verstreut, von Hecken und Stauden umgeben. Modern verputzt, mit Ziegeldächern.

Der Bahnhof ist ganz in zaristischem, verschnörkeltem Stil gebaut. Nur noch verkohlte Ruinen zeugen davon. Ueberall Bretterverschlüsse und ein Gewirr von Anschlägen und Anschriften: «Zur Stadt-

kommandantur, Fahrdienstleiter, Frontleitstelle». Neues, bewegtes Leben zwischen den Ruinen. Russen, Deutsche, Kaukasier, Italiener, Rumänen, welches Völkergemisch. Wir nehmen 200 Urlauber an Bord. Urlauber, vollbepackt und ausgeruht, aus der Heimat. Es schneit ununterbrochen. Russen und Russinnen haben Mühe, die Geleise und Wege freizuschaufeln. Wir fahren an einem langen Zug der O. T.-Organisation Todt vorbei. Beladen mit den modernsten Strassenbaumaschinen, Betonmaschinen, Schottermaschinen. Alle motorisiert. Einer unserer Wärter kauft für drei kleine Stück Seife und eine Spule Faden eine ganz ausgewachsene, dicke, lebende Ente. Langsam gleiten wir über den 1000 Meter breiten D. Die Brücke war gesprengt, aber bereits wieder hergestellt, solide Eisenkonstruktion, ca. 40 Meter über dem Wasserspiegel. Ueber der Bahn führt die Strasse. Knapp an der Brücke ein grosser Binnenhafen, mit vielen Schleppkähnen. Darum herum an beiden Ufern auf und ab riesige Fabriken mit Jahrzahlen 1937 an den Kaminen und Sowjetsternen. Einzelne Schlote rauchen wieder. Mehr als 20,000 Russen arbeiten bereits in den instandgestellten Fabriken. Und trotzdem im Vergleich zu früher nur ein kleiner Bruchteil. Unabsehbare Schrottlager. Daneben ganze Berge neuer Eisenbahnschienen. Weichen. Stellwerke. Mitten drin supermoderne, flachdachige, hellbraune und hellrote oder hellgrüne Mietskasernen. Ueberdimensioniert. Mit grossen Balkonen und breiten, breiten Schiebefenstern. Rund um Park. Nebenan armselige Hütten, aus Backsteinen und Holz und Lehm und Dachpappe. Unbekanntes, rätselhaftes Russland. Und alles versunken im Winter und knietiefem Schnee. Diese Symphonie in Farben. Zerschossene, umgestürzte und ausgebrannte Tramwagen versinken im Schnee. Autos der Wehrmacht flitzen vorbei. Russische Pferdefuhrwerke trotten langsam und bedächtig ihren Weg gegen den Schneesturm. Dichte, gepflegte Obstgärten, tief verschneit, liegen an der Bahn. Güterzüge, Munitionszüge, Urlauberzüge rollen an uns vorbei. Eine schwarze, merkwürdig grosse russische Lokomotivleiche liegt einsam im dichten Schnee neben dem Schienendamm. Sie raucht nicht mehr. Wie lange noch? Bald wird sie zum neuen Leben erweckt. Russische 50-Tonnen-Wagen, auf die europäische Spur umgebaut, rollen mit Brückenteilen nach Osten. Wir halten auf freier Strecke und sind immer noch in der unglaublich ausgedehnten Fabrik- und Russ-Stadt D. Ein kleiner, 16jähriger, flinker Ukrainerbengel schreit seine deutsche ukrainische Zeitung aus. 20 Pfennige. Er spricht gut deutsch. Sie lernen das in der Schule, sofern sie Unterricht haben. Aber jetzt? In diesen komischen Tagen?

Die Schulgebäude gesprengt, die Lehrer fort. «Das sind Kantonnements der Deutschen.» Er weist mit einer grossen Gebärde auf die grossen Mietskasernen. Statt Ziegeldächer Bretter mit Dachpappe. Statt Fenster, Bretter. Verkohlte Hauswände. Ja, das hat überall gebrannt. Dünne Blechkamine kriechen aus den Bretterfenstern und an den Hauswänden empor. Der kleine Bub erzählt aus seinem Leben. Sein Vater mit einer andern Frau durchgebrannt. Verschmitzt lächelt er und macht eine Bewegung, tänzelnd; und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, fasst er jene Unbekannte um die Hüfte, er greift ins Leere. Der Teufelskerl. Er wohnt mit seiner Mutter 25 km draussen in der Steppe. Er fährt täglich morgens früh auf irgend einem der Güterzüge her zum Handeln. Wir sahen sie oft, diese blinden Passagiere der Kohlen- und Materialzüge, in Bremserhäuschen, auf den Trittbrettern, auf den Kohlenbergen. Ohne Hast warten sie und fahren wohin sie wollen. Durch ganz Russland, von Norden zum Süden. Und Handeln. Ein paar Stiefel kosten 5000 Mark. Er bringt uns russische Brocken bei, seinen Kameraden. Uns. Wie er sagt. Seine Mutter wurde durch ein paar Schüsse verletzt und lag zuerst in einem deutschen Lazarett, jetzt ist sie zu Hause. Er will für sie sorgen. Und Lebensmittel ergattern. Brot sei rar. Und erst gar Streichhölzer. An den Strassenkreuzungen stehen überall Betonbunker. Ohne Tarnanstrich. Nicht dem Gelände angepasst. Sie gucken bis zu 3 Meter über den Erdboden. Untereinander verbunden mit winkligen, betonierten, tiefen Laufgräben und betonierten Auflegestützen. Gesichert durch Drahtverhaue. Etwa sechs Meter vor den Bunkern und Gräben drei Pfahlreihen mit sehr wenig Draht.

Es wird wärmer. Und düster. Erst ist's Mittag. Tautropfen fallen, fallen wie bei uns von den Dächern. Dieser Schnee, dieser Himmel mit seinem grauen Schleier, diese fallenden Tropfen lassen uns die Welt nicht vollends entfremden, diese Welt voller Gegensätze: Zerstörung und Aufbau.

1500. Wir passieren auf einer gerissen aufgepflockten Notbrücke den andern D.-Arm. Ganz langsam gleiten wir, und wir spüren deutlich das Zittern und Vibrieren dieses improvisierten 1200 Meter langen Wunderwerkes, gut 40 Meter über dem Wasserspiegel. Nebenan stehen bereits die Betonstützen einer neuen endgültigen Eisenbahnbrücke. Russische Arbeiter bemühen sich mit deutschen Ingenieuren, die zusammengesetzten riesigen eisernen Fahrdämme auf die fertigen Stützen zu heben mit grossen Kranen. Böse recken sich verbogene und umgestürzte verkohlte Eisenträger aus dem gefrorenen Fluss. Auf der



Ostseite des D. wieder dieselben ausgedehnten Industrieanlagen, zer schlagen und verkohlt. Herunterhängende Telephondrähte. Ueberall Bau truppen.

Ein dichter Flakgürtel umschliesst halbkreisförmig gegen Osten die D.-Uebergänge. Der Fluss ist dick gefroren. Ca. hundert Meter flussabwärts ist eine breite, gerade Fahr rinne für die Fähren heraus gehauen. Die Deutschen eroberten dieses unabsehbare Industriegebiet ohne Schäden. Die Italiener, welche später diesen Abschnitt übernom men haben, wurden von den anstürmenden Russen aus der Stadt herausgeworfen. Beim zweiten Sturm fegten die deutschen Stukas alles über den Haufen. Es nachtet. Gespenstig und einsam, fast ver sunken im tiefen, nassen, grauen Schnee, ein paar Soldatengräber. Irgendwo ein riesiges Massengrab. Im Geviert. Nur ein einziges grosses Holzkreuz. Um diese D.-Uebergänge hätten heftige Schlachten statt gefunden. Wir plaudern am Abend wieder mit dem Spiess.

6. XII. 1942. Der zweite Sonntag auf der Reise. Wir liegen 68 km vor St. einen ganzen Morgen. P. Wir spazieren in der schnittig kalten Luft. Nachdenklich schreiten wir auf dem deutschen Soldatenfriedhof an den einzelnen Gräbern vorbei. Die Aufschriften geben uns Aus kunft über Alter, Grad und Herkunft. Wir finden etwas abseits den Markt. Mit vielen Russen und Russinnen. Freundlich und interessiert gucken uns die Menschen aus den leicht verkniffenen Augen an. Alle kauen Sonnenblumenkerne und spucken die Schalen weit von sich. Schuhe, gummierte Ueberschuhe, Zündholzschachteln, rostige, krumme Nägel, Knöpfe. Irgendwo flattert an einem Baumast ein gelber, dünner, unwahrscheinlich grosser Büstenhalter; lächelnd wenden wir uns um und sehen nur noch, wie das junge Mädchen mächtig rot wird. War es aus Scham? Säuberliche Strassen, sehr breit, beidseits Gehsteige und Baumalleen. Kleine, einstöckige Häuschen in einem Garten mit vielen jungen Obstbäumen. Ein fester, hoher Bretterzaun ringsum. Die grossen, flachdachigen, zweistöckigen Steinhäuser seien Beamtenhäuser und wurden von den Russen beim Wegzug gesprengt. Mit Bretterverschlägen und kleinen Schwarmöfen haben sich dort trotzdem die deutschen Amtsstellen wohnlich eingerichtet. Die Fabri ken, selbst die kleinsten, sind vollkommen zerstört. Verbrannte Erde. An einer Strassenkreuzung steht ein gut mannshoher Pfosten. Mit vielen kleinen Holztäfelchen: Bäckerei, Ortskommandantur. Deut scher Soldatenfriedhof. Und für viele andere Dinge steht hier dieser stumme Verkehrspolizist. Hie und da mit viel künstlerischem Sinn hergestellt. Und überall emsige Arbeit. Verkehrswege, dann die Fabri-

ken, welche instandgestellt werden. Freiwillige Ukrainer und gefangene Russen werden als Kräfte zur Arbeit herbeigezogen.

Ueberhaupt, man gewährt den Ukrainern eine Vorzugsstellung. Und spricht von einer kommenden Autonomie unter deutscher Kontrolle, wie etwa die Slowakei. Die Kirchen wurden geöffnet. Man fördert das religiöse Leben. Häufig schlagen die Russen und Russinnen das griechische Kreuz, wenn man ihnen etwas gibt. Wie selbst die kleinen Russen uns bestätigen, verehren sie zu Hause ihre Heiligen, zünden vor der Ikon die kleinen, dünnen Kerzchen an und bitten fürs Heil ihrer verstorbenen Angehörigen.

Die Ukrainer stellen die Bewachungsorgane für die Eisenbahnen: Jedes Dorf ist verantwortlich für das Bahnnetz seines Gebietes. Die Russen sind den Deutschen im Winter- und im Nachtkrieg überlegen. Häufig genug werden «Hilfswillige» Ukrainer und Kaukasier als Aufklärer von den Deutschen vorgeschickt, weil niemand wie diese Naturburschen das Anschleichen und Ueberfallen beherrschen. Auch diese deutschen Soldaten sind sehr siegeszuversichtlich. Bald würden die Russen durch die ungeheuren Verluste erschöpft sein.

7. XII. 1942. Es geht gegen 2 Uhr nachts. Müde liege ich auf dem unebenen Strohsack im 6:6:2,5 Meter grossen weissgetünchten Raum. St. — Gestern nachmittag gegen 4 Uhr glitten wir ganz unvermutet zum kleinen Bahnhof P. hinaus bei bissiger Kälte. Rauhreif an den Wagen. Klopfende Herzen. Werden wir heute abend St. erreichen? Ungeduldig essen wir im Lazarettzug Wurst und Butter und Brot. Zum letztenmal. Wir haben genug von diesem einseitigen arbeitslosen Dasein. Mit einemmal, 2100, stoppt der Zug. In der stockdunklen Nacht und Nebel sind nur Geleise zu erkennen. Nichts als Geleise. Verwundert gucken wir zu den Wagenfenstern hinaus.

Aussteigen! —

Elektrisiert springen wir hinaus in die schneidend kalte Luft. Uebermütig freudig springen wir im knirschenden Schnee zu den Schlafwagen. Gemeinsam laden wir Kisten und Koffern aus und beigen sie am Bahndamm zu einem grossen Stapel zusammen und stellen Wachen. Das deutsche Zugspersonal ist auch dabei. Wir stehen alle im Halbkreis, eingepackt in Mäntel und Ohrenschröter und singen: «Wot aber e luschtige Summer gäh».

Herzlicher, aufrichtiger Abschied von unsern deutschen und schweizerischen Kameraden, die weiter südwärts fahren, nach R. Und rasch hinein ins kleine Fahrdienst-Leiterhäuschen. 20 Km. vor St. Autos werden uns hier holen. Schwer bepackte Offiziere und Solda-

ten, die mit unserem Zug von D. hierher fuhren, stolpern über die Geleise und versuchen auf irgend eine Art weiter und nach St. zu kommen.

Dicht zusammengedrängt stehen wir im kleinen, sehr warmen Bretterhäuschen. Der Steppenwind pfeift gar unsanft um die Ecken. Am Telephon sitzt gemächlich ein Ukrainer. Hier ist J. Der Verschiebebahnhof für St. 102 Geleise nebeneinander, wir gucken uns an und glauben nicht richtig gehört zu haben, und trotzdem, es stimmt. Auf der harten Holzbank schnarcht ein grobknochiger Ukrainer und lässt sich durch unsere Stimmen nicht stören. Wie aus dem Boden gestampft stehen im Nebel ein kleiner Mann und ein Hüne, in weiten, bis zum Boden reichenden Pelzmänteln vor uns. Eine eisige, schnarrende Stimme fragt nach den Schweizern. Sie kommen näher. Man sieht ihre Gesichter. Deutsche Offiziere. Der eine mit einem schmalen, englischen Schnauz. Rund um den Gepäckberg stehen Schwestern und Aerzte und trampeln im knirschenden Schnee, um die Füße zu wärmen. Ein paar Taschenlampen spenden Licht. Der Hüne entpuppt sich als der Chef der Lazarettgruppe; uns heisst er herzlich willkommen. Er preist die Schweiz, das wunderbare, herrliche Land und verherrlicht das Rote Kreuz. Ein grosser Autobus verschluckt alle, ach, so frierenden Schweizer. Wir fahren gut drei Viertelstunden durch die russische Nacht und den russischen Winter. Und aufgeregt suchen wir die Umrisse der Landschaft zu erfassen, die rätselvollen Stadt, wo wir arbeiten sollen. Wir rumpeln über tief verschneite Strassen und werden nur so auf den weichen Polstern umhergeworfen und sind dessen ganz froh, wir werden doch ein wenig warm durch die Bewegung im eisigkalten Wagen. Wir halten vor einem frischen Bretterverschlag. Aussteigen. Abladen. Wir sammeln uns in einem mit bunten Plättchen ausgelegten Innenraum. Das muss sicher das Lazarett sein. Wir suchen uns an den glühenden kleinen Kohlenöfen zu wärmen. Russen mit Pelzmützen schleppen unser Gepäck in den Raum. Ein paar Sanitätssoldaten stehen herum und dirigieren die Arbeiter. Ein Lastkraftwagen bringt die übrigen Kisten und Koffern, die wir draussen am Bahnhof wegen Platzmangel liegen liessen, nach. Wir werden ins Offizierskasino geführt. Geblendet vom vielen Licht haben wir Mühe, uns rasch zu orientieren. Ein grosser Raum, von viereckigen Säulen unterteilt. In einer Ecke ein grosser, offener Flügel. Wir hängen unsere guten, warmen Mäntel an die Ständer und erkennen jetzt die vielen anwesenden deutschen Offiziere. Neugierig mustert man uns offen und verstohlen. Wir stehen



stramm und stellen uns vor. Militärisch exakt. Dem Chef des Lazarettes, einem grossen, ausgemergelten, leicht nach vorn geneigten Mann mit stark krummen Beinen, einem auffallend gütigen Lächeln und einer Brissago in der Hand. Weiter, weiter, eine lange Reihe von Aerzten und Namen. Wir setzen uns zu Tische und werden aufmerksam bewirtet. Tee, Kaffee. Viel Rhum. Wurst, Brot und Butter.

Wir plaudern gleich los mit den höflichen Herren. Ob es in der Schweiz noch Schokolade gebe, und die Kondensmilch, Uhren, Kleider. Immer dieselben Fragen. Die Schweiz sei doch ein beneidenswertes Land, ohne Krieg und glücklich. Die meisten waren schon in der Schweiz, oder hörten von ihren Eltern und Verwandten davon erzählen. — «Ja, wenn der Krieg, der leidige, vorbei ist, fahren wir in die Schweiz, nach Luzern, Zermatt, St. Moritz, in die Ferien.» — Nencky und Hero Wepf wollen schlafen. Wir haben ein gemeinsames Zimmer. In der Ecke der gut meterhohe russische Ofen mit einer dicken Steinplatte bedeckt und vom Gang her mit Kohlen geheizt, verbreitet eine wohlige Wärme. Die letzten Kohlen verglühen. Wir löschen das elektrische Licht und mit einer Taschenlampe sitze ich ruhig am wackligen Tisch, um weiterschreiben zu können, ohne meine Kameraden, die beide müde sind, zu stören. An den Fenstern dunkelgrünes Verdunkelungspapier. Oben und unten an einer Holzleiste befestigt. Die untere Leiste wird jeden Morgen hinaufgerollt. Aber vorsichtig, um nichts zu beschädigen. Die Papiere für diesen Zweck sind selten genug. In der Ecke steht ein grosser, geflickter Kleiderkasten mit ein paar Schnörkelverzierungen an den Pfosten. Meine beiden Kameraden schnarchen bereits ruhig in ihren Schlafsäcken auf den soliden Eisenpritschen. Professor Lehmann, Ordinarius in Rostock, fragte mich nach meiner Verwandtschaft mit Oberstdivisionär Bircher. Er kenne und schätze diesen Landsknecht und Urschweizer. Er erzählt uns noch vom Lazarett und unsern Aufgaben. Dieser kleine, quecksilbrige Mann, mit einem grossen, kahlen Kopf, braun und gesund und ausserordentlich lebhaften, listigen Augen. Schneidig, wie sich die deutschen Offiziere von uns verabschieden. Mit einer Verbeugung und dem deutschen Hitlergruss. Unten wartet das Auto und fährt uns noch etwa 300 Meter zum Kantonnement und der endlich verdienten Ruhe.

Wir wohnen im Gästehaus des Lazarettes. Vor kurzem war das Gebäude noch belegt von der beratenden Chirurgensondergruppe: Prof. Sauerbruch, Prof. Böhler. Gute Nacht. Das neue Leben und die

ersehten Aufgaben beginnen morgen. Arbeit gibt's genug, wie einer der Aerzte bemerkte.

7. XII. 1942. Wir gucken zu unsern kleinen Fenstern hinaus. Schönster knirschender Schnee, blauer Himmel und Sonnenschein. Wir versuchen die kleinen Fenster zu öffnen. Es geht nicht. Alle sind mit Zeitungspapier an den Falzen verklebt und abgedichtet. In 200 Meter liegt unser Lazarett. Mehrere dreistöckige lange Trakte. In der Mitte eine hohe, flache Stirnwand. Mit langen, schmalen Fenstern. Hellgrün gestrichen. Das also ist die frühere Woroschilow-Klinik? Die modernste ihrer Art, wie die Deutschen uns gestern abend erklärten. Wirklich grosszügig geplant und ausgeführt. Vollkommen westeuropäisch und hochmodern. Wir bummeln auf breiten Strassen zwischen den kleinen, einstöckigen, gut umzäunten Hütten oder Häusern hinüber zum Lazarett. Das Gästehaus war das frühere Studentengebäude. Hier wohnten die Medizinstudenten der Woroschilow-Klinik beieinander. Mehrere zweistöckige, schmale Häuser. mit engen, wackeligen Treppen. Ueberall fehlen Fensterscheiben, ersetzt durch Bretter. Ein Flügel unseres Gebäudes fehlt, er fehlt einfach. Ein grosser, gähnender Trichter. Eine Bombe ging hier nieder. In der Ferne die Umrisse der modernen Grosstadt. Im Dunst. Ganze Reihen von grossen Hochkaminen. Ausgedehnte Fabrikanlagen. Auf den sanften Hügeln ungeheure und unabsehbare Reihen vielstöckiger, flachdachiger Häuser. Eines gleicht dem andern, und davor in den leichten Senken die alten, morschen, unveränderten zaristischen Holzhütten, die Panjehäuser. Welche Gegensätze. Wir überqueren eine unheimlich breite, holprige, mit grossen, schlecht behauenen Steinen gepflasterte Strasse. Daneben ein schmaler, ca. 2 Meter breiter Fussweg. Die Vorortbahn mit der alten russischen Spurweite, elektrisch, endet gerade vor der Klinik. Die Leitungen sind teilweise heruntergerissen, die Masten umgestürzt. Ein riesiges Rotes Kreuz mit einem Pfeil weist auf das Lazarett. Rechts am Weg steht ein kleines Portierhäuschen. Linkerhand liegt der deutsche, gut gepflegte Kriegerfriedhof. Die Toten des Lazaretts. Viele hundert beieinander. Die Toten des vergangenen Sommers und Herbstes. Unseres Lazarettes. Jeden Nachmittag wurden diese stummen Helden hier der Erde übergeben, mit militärischen Ehren.

Salutschüsse. Man hörte sie droben in den Krankenstuben. Die andern noch lebenden Patienten und Soldaten, Kameraden, waren wenigstens in Gedanken dabei, beim letzten Gang ihrer Kameraden. Ehrfürchtig betrachten wir die langen, ausgerichteten Reihen. Einige

Fusspuren im Schnee, da und dort ein paar verdorrte Blumen. Ja, man hat diese Opfer noch nicht völlig vergessen.

Unablässig rollen hohe Kastenwagen mit roten Kreuzen auf den Dächern und an den Wänden, mit lustig rauchenden Schwarmöfen an uns vorbei durch die Einfahrt. Was sie wohl bringen mögen? Wir gehen den Gebäuden entlang und kommen zum Haupteingang. Ein grosser, neu erstellter Vorbau, mit einem deutschen Hoheitsabzeichen. Wir treten ein durch einen kleinen Bretterverschlag. In den Gängen gucken lustige Fresken auf uns herab: Kamerad, schreib nach Haus! Ein Kamerad hält sein Liebchen eng umschlungen auf seinen harten Knien in der Gartenlaube. Wir gehen durch die mit Patienten belegten Gänge. Ein süsslicher, ungewohnter Geruch. Der Rundfunk bringt Nachrichten. Russen mit ausdruckslosen Gesichtern tragen auf einer Bahre ein abgehärmtes, mageres Soldatengesicht vorbei. Welch menschliches Elend in diesen paar Wolldecken verpackt. Im Offizierskasino frühstücken wir langsam und ausgiebig. Mit dem Chef geht's von Station zu Station. Man hat kaum Zeit, überall hinzugucken und diese vielen Eindrücke festzuhalten. Schwestern flitzen mit Teekannen vorbei. Aerzte in Gummischürzen oder weissen Mänteln. Irgendwo steht einer mit blutbespritzten weissen Hosen über ein blutendes Bein geneigt. Eine Russin instrumentiert. Schwitzend erklärt er uns die septische Nachblutung. Der arme Kerl habe Glück und komme mit dem Bein davon. Ueberall hastiges Hin und Her. Schädel-, Bauch-, Lungen-, Ohren-, Augen-, Zahn-Stationen. Und erst die vielen Extremitätenstationen. Eine grosse Station nur für Kniegelenke. Oberschenkelstationen. Zimmer voll Extensionen. Der Chef ist zum Bauherr geworden. Er glaubt sein ganzes medizinisches Wissen als Landarzt in diesen vier Jahren Krieg vergessen zu haben. Der gute Landarzt lächelt, und ist doch zum zweitenmal dabei beim Weltkrieg. Ohne Murren und Klagen. Sein grosser Laden — dieses Lazarett hier, ehemalige russische Klinik — sei unverschämt verlottert und zerfallen. Und erst vor vier Jahren bezogen worden. Der dünne, missfarbige Verputz hängt an manchen Orten in traurigen Fetzen von den Wänden. Rostige Radiatoren. Erst die Aborte. —

Alle eigentlichen Operationssäle seien nach Norden orientiert, halbrund, mit grossen, grossen Glaswänden und Fenstern. Und viel zu kleine Radiatoren. Vollends dem bissigen Nordost ausgesetzt. Ueberall hämmern und klopfen deutsche und russische Arbeiter. «Seine Getreuen.» Verschmitzt lächelt der Chef. Wasserleitungen

werden gelegt. Elektrische Installationen improvisiert. Eiserne Schwarmöfen in den Zimmern und Gängen aufgestellt. Sie russen an den meergrünen Aussenwänden des Lazarettes empor. «Sobald wir genügend Backsteine erhalten, werden wir durch die Häuser regelrechte Kamine ziehen.» Und trotzdem. Alle Stationen sauber und ordentlich. Der Chef erzählt uns ein kleines Geschichtchen von russischer Arbeit. Wasser rann und tropfte plötzlich in die Krankensäle. Im Estrich fand man die unerfreuliche Quelle. Ein geborstenes Dampfrohr. Der Riss bestand schon zu Zeiten, als die Russen noch da waren, wie der russische Chefmechaniker des Lazarettes erzählte. Die findigen Russen legten eine blecherne Manschette rund um den Riss mit einem Verbindungsrohr unter dem Dach ins Freie. Es wurde kalt, das Verbindungsrohr gefror und darum tropfte halt das Wasser durch die Dielen. Russische Arbeit. Provisorisch, selbst das ganze Lazarett, ja die ganze Stadt, die riesige. «Wir hatten keine Zeit, alles gut und auf Dauer zu bauen und einzurichten. Wir mussten produzieren.» Und lächelnd zeigt uns der russische Chefmechaniker seine breiten Zähne. Ist es nicht wie ein modernes, gespachteltes Bild, dieses Russland? Aus der Nähe und im Banne der Einzelheiten sehen wir die groben, wirren, kreuz und queren Striche. Aber aus der Ferne fesselt uns doch das ganz hübsche, plastische, wirkungsvolle Bild. Und trotzdem, hier geht es nicht mehr um blosse Eindrücke und Formen, sondern um Technik, Konstruktion und Präzision. «Und trotzdem haben sich meine grauen Haare nicht stark vermehrt da draussen.» So sagte der Chefarzt. Kürzlich verschwanden mehrere russische Angestellte und auch allerlei Ausrüstungsgegenstände. Eine Razzia in den umliegenden Panjehäuschen förderte Bettwäsche, Instrumente und Verbandmaterial wieder ans Tageslicht. Die deutschen Schwestern und Sanis mustern uns gründlich. Ihre neuen Mitarbeiter. Mittags 1200 empfängt uns ein Generalstabsarzt im Namen der Heeres-Sanitäts-Inspektion. Er spricht von der zunehmenden Härte des Krieges und von den Segnungen des Roten Kreuzes. Und immer wieder die herrliche, schöne Schweiz.

Ja, wir sehen gut mit unseren eigenen Augen, diese riesigen Industriestädte, diese gesunden und natürlichen Frauen und Männer, diese einfachen Menschen, und verstehen so vieles noch nicht. In der Nähe steht ein grosses italienisches Lazarett. Frau Gräfin Ciano pflegte den ganzen vergangenen Sommer dort. 800 Betten. Allerdings ohne Strohsäcke. Deutschland lieferte gute und echte Matratzen. Sie würden nie mehr als 150 Verwundete aufnehmen, meinte der

Chefarzt, der Ueberschuss werde an die deutschen Lazarette abgeschoben. Beim Mittagessen werden wir auf die einzelnen Stationen verteilt. Ich stelle mich gleich meinem Vorgesetzten vor. Ein grosser, schlanker, junger, blonder, fahriger Mann. Immer in Eile. «Gut, gut, kommen sie 1500 auf die Kniegelenkstation.» Ohne grosse Begrüssung. Die Schwester streckt mir eine Gummischürze hin, eine kleine, schwarze, duldende, ruhige Operationsschwester.

Umgeben vom süsslichen Eiter, grossen stinkenden Wunden. Jammern beim Verbandwechsel; Radiomusik vom Korridor draussen; blasse, ausgemergelte Gestalten; mit wirren, langen Haaren und dünnen, dünnen Beinen schleichen sich die Gehfähigen in den Operationssaal und halten mit der gesunden Hand ihre schmutzigen, mit trockenem Blut und trockenem Eiter verspritzten Unterhosen fest. «Kommen Sie, Herr Doktor, auf Zimmer 7, der erste an der Wand rechts blutet.» — Hastig springen wir hinüber. Bleich liegt der blauäugige Junge. Mehr Kind als Kämpfer. Geduldig in sein Schicksal ergeben. «Junge, mein Junge, was machst du denn da?» — «Ich weiss nicht, Herr Doktor! Oh meine Mutter.» — «Na, mein Junge, wollen sehen, ob wir dein Bein retten können.»

Operationssaal. Rasch die Hände waschen. Handschuhe. Die flinke russische Medizinstudentin hatte bereits mit der Narkose begonnen. Der Scheinwerfer wird eingestellt. Ich suche mir ein kleines Bänkchen. Der Oberarzt und der Tisch sind so hoch. «Na, na, septische Nachblutung. Amputieren.» Und weiter gehts. Die unterbrochene Arbeit des Verbindens. In Betten werden die Oberschenkel und Kniegelenke hereingebracht. «Bitte, eine Narkose, Herr Doktor.» Welche Wunden. Welcher Eiter. Kleine Bäche häufen sich genug unter dem Gesäss. Die Leintücher voll. Und keine neuen zum Wechseln. Heute nicht. Morgen vielleicht. Ein Schmerz! Ein Jammer! Ein Elend! Das ist der andere Krieg. Incidieren. Amputieren. Gelenke resecieren. Gibsen. Verbinden. Hie und da Narkose, oder auch keine. Gestern hatten sie auf der Abteilung einen Narkosetod mit Evipan.

1800 Empfang durch einen stolzen, kahlköpfigen Oberstarzt. Ein paar herzliche Worte. Heisst uns willkommen. Er geht. Wir stehen in Gruppen beisammen. Mit Herrn Oberfeldarzt und dem Lazarettchef. Sie erzählen ohne zu klagen, beinahe lächelnd, von den gegenwärtigen Nachschubschwierigkeiten. Von fehlenden Hemden, Röntgenfilmen, fehlenden Decken und Betten. Wo soll entlaust werden? In der Aufnahmestation des ganzen Lazarettes? Oder auf den einzelnen Stationen? Und die grossen Gipsverbände? Mit den vielen



Nestern und Bruten von Läusen? Die Verwundeten haben auf den Stationen kleine, schmale Leichtmetallschienen und stochern damit in den Gipsverbänden herum.

Sie erzählen von den alten Herren Beamten, die auf den Bureaus sitzen und keinen Sinn haben für die Schwierigkeiten und Notwendigkeiten da draussen. Ja, zu Hause würden die notwendigen Waren in grossen Mengen in den Magazinen liegen. Nach dem Nachtessen sitzen wir mit unsern deutschen Kameraden schon ganz fröhlich in der Zecherrunde und trinken französischen Cognac und französischen Wein. Politische Gespräche. Warum wir denn dem Antikominternpakt nicht beigetreten seien? Wir suchen unsere schweizerische Stellung klar zu machen. Ein kleines Volk, eingeklemmt zwischen zwei Mühlsteinen. Die Deutschen achten uns, auch dann, wenn wir einen andern Standpunkt einnehmen und vertreten. Ich bin sehr müde nach diesem aufregenden Tag. Eben spreizt die erste Wanze unbekümmert um mich, übers Bett. Erschreckt ein wenig, halte ich inne mit meinem Tagebuchschreiben. Die andern schlafen längst. Auch ich will es versuchen. Gute Nacht. Noch einmal ein stilles Gedenken an die ferne Heimat.

8. XII. 1942. Dieser schreckliche Tag. Grauen. 45 frisch Verletzte aus dem Kessel von St. Frische Luftlandetruppen direkt aus Deutschland wurden in den Kessel geworfen. Die ersten Opfer liegen da auf Bahren und Operationstisch, in den kalten Durchgängen und den kleinen, kalten Zimmern. Und stöhnen und jammern leise. Wasser! Zigaretten! Mit müden Blicken. Struppigen Haaren. Tage- und wochenlang unrasiert. Ungewaschen. Mit schwarzen, verdreckten Händen und Gesichtern. Eingefallene Backen. Und zitternden Gliedern. Vor Kälte? Vor Ermattung?

Der behelfsmässige Lazarettzug, Güterwagen mit Strohlagern, wurde von einem Materialzug auf offener Strecke gerammt. Die letzten Wagen mit den Verwundeten verbrannten! Tote? Angaben schwanken zwischen 10 bis 40. Mehrere dieser blutjungen Kerle konnten im letzten Moment aus dem Wagen kriechen mit versengten Haaren und kohlschwarzen Händen und Gesichtern. Alle 45 Burschen werden der Reihe nach im Operationssaal vorgenommen. Neu verbunden. Incidiert. Mehrere amputiert. Immer dasselbe. Um gotteswillen mein Bein. «Was willst du lieber: mit beiden Beinen in den Himmel oder mit einem Bein in die Heimat?» — Der Seelenkampf war bald entschieden. Es gibt gar eine Vorschrift, dass der Arzt verpflichtet ist, auch ohne Einwilligung des Verwundeten zu amputie-

ren, wenn das Leben mit grosser Wahrscheinlichkeit gerettet werden kann. Gegen Mitternacht gehen wir noch ins Kasino. Zum Nachtessen. Wir sitzen beisammen mit den deutschen Kameraden und trinken ein paar Cognaks.

Wenn nur dieser Krieg zu Ende wäre! Ja, wir hatten diesen unseligen Krieg heute zum erstenmal aus der Nähe erlebt. Er stand in den Gesichtern und den Seelen und Wunden dieser armen Teufel geschrieben. Trotzdem. Immer wieder dieses hinreissende Heldentum. Opferbereitschaft des Einzelnen. Ein junger Leutnant meldete sich freiwillig als Führer einer Sturmkompanie. Er ist einer der Wenigen, die zurückkamen. Mit einem schweren Oberarmschussbruch. «Wann bin ich wieder einsatzfähig?» — «In sechs Monaten!» — «Au, so lange, bis ich wieder raus kann zu meinen Kameraden!» Gedankenverloren trotte ich heimwärts. Im knirschenden Schnee. Ob auch wir Schweizer so viel an persönlichem Mut aufbrächten? Ohne zu schimpfen, zu fluchen und zu nörgeln?

Merkwürdiges Jucken an Brust und Rücken. Ein ständiges Krabbeln. Ja, tatsächlich, es sind Läuse. Gut sichtbare Läuse. Partisanen. Aufregen? Nein, nach dem heutigen Erleben schon gar nicht. Man setzt sich vor dem Schlafen aufs Bett und knackt eine nach der andern. Und erst das gute Neocid. Morgen wirds bestimmt wieder neue geben.

10. XII. 42. Pünktlich 0800 Visite. Mit den frisch gewaschenen, weissen Schürzen. Wir klemmen uns durch die Gänge. Vollgestopft mit rostigen Bettstellen. Kleine Krankentuben mit 4—6 Mann. Der dunkelblaue oder hellgrüne schmutzige Verputz fällt von den Wänden. Die kleinen Eisenofen rauchen mehr, statt wärmen. Der Wind steht darauf. Die Zentralheizung funktioniert nicht. Man zündet die andern Ofen an in den Gängen. Wie die armen Teufel in den Zimmern frieren müssen. Durch Ritzen und zerbrochene Scheiben, notdürftig mit Papier zusammengeklebt, pfeift deutlich spürbar der steife Ost. Ukrainerinnen laufen mit Waschschüsseln von Bett zu Bett und putzen und frisieren die hilflosen Kerle. Ueberall wird rasiert. Seit Wochen zum erstenmal. Jetzt erst sehen wir die jungen Soldaten, mitgenommen und ganz schmal geworden, mit eingefallenen, trüben Augen aus dem Kessel gekommen. Mehrere Divisionen seien eingeschlossen. Frische Rekruteneinheiten direkt ab Kaserne seien in Lufttransporten eingetroffen. Post, Munition und Lebensmittel, alles wird mit den Flugzeugen nachgeschoben. Sie müssen noch aushalten bis

zum 19. XII. 1942. Alle diese Verwundeten wurden nachts mit den JUS aus dem Kessel gebracht. Häufig multiple Verletzungen. Oder gar noch Erfrierungen. Vom Transport in den kalten, ungeheizten JUS. «Herr Doktor, eine Spritze, ich halte es nicht mehr aus!» — «Das kannst du haben, mein Junge.»

Es liegen mehr als 130 Verwundete hier in diesen engen, kleinen, dunklen Zimmern und den schmalen Korridoren. 12 Abduktionsthoraxgipse werden an diesem Vormittag erstellt. Ohne Röntgenbild die schweren Dislokationen der Fragmente auskorrigiert. Mit Hilfe der schmalen, angepassten Drahtleiterschienen. Sie ist nach vorne abgewinkelt. Man nahm beim Winkel in der Achselhöhle vom medialen Draht ein ca. 4 cm Stück weg und erreichte so den entsprechenden Winkel für die endgültige Handhalte: Vor der Brust in Mittelstellung. Der Stationsarzt der Augenabteilung, der fröhliche, intelligente Heinemann hat in den vergangenen zwei Tagen 15 Augen herausgenommen. — Die vielen Verbrennungen ersten und zweiten Grades des Gesichts und der Hände behandeln wir mit dicken Unguentolanauflagen und zarten Gesichtsmasken aus Gazeschleier. Sie heilen rasch und gut. Merkwürdigerweise häufen sich in diesem Krieg ganz gewaltig die Gesichtsverletzungen, wie der beratende Chirurg Hammel uns heute morgen erzählte. Wegen der Minen und der Motorisierung. Explodierende Benzinflaschen und ganze Benzinfässer sind an der Tagesordnung. Aus Fahrlässigkeit. Einer unserer verbrannten Soldaten wollte mit einem kleinen Kerzlein in einem Benzinfass nachgucken, ob noch was drin sei. «Im Winter ist das erlaubt. Bei dieser Kälte gibt es keine Benzindämpfe.» Die Folgen? Einer seiner Kameraden tot, er selbst mit vielen schweren Verbrennungen windet sich vor Schmerzen auf dem Strohsack draussen im Gang.

Wir haben wieder einmal kein Wasser und sollten mehrere Beckengipse machen diesen Nachmittag. Die Injektionsnadeln sind vollkommen stumpf. Zum Teil bereits rostig. Die Gazebinden werden in Kisten geschmissen, dann gewaschen, sterilisiert, gerollt und frisch verwendet. Statt Watte und Binden verwenden wir fast ausschliesslich dicke Zellstoffkompressen, oder auf 12 und 6 cm zugeschnittene gut gerollte Zellstoffbinden. Und erst die elastischen Papierbinden? Alle Verbände werden damit festgebunden. Zuerst hatten wir kein allzu grosses Vertrauen in diese Ersatzmittel. Mit der Zeit aber lernten wir sie schätzen. Die Behandlung der Kniegelenkverletzungen ist nicht entschieden. Erst ruhigstellen. Beckengips. Den Erguss punktieren und spülen mit Klumsky. Man kann dabei gleich die



Kommunikation nach aussen feststellen, den Schusskanal. Innerhalb der folgenden vier Tage tritt die Kapselphlegmone auf. Sehr heftige Schmerzen, starke Druckempfindlichkeit der Kapselansätze, schlechtes Allgemeinbefinden. Zunehmende Temperaturen. Kniegelenksresektion. Wenn aber schon Röhrenabszesse vorhanden sind, nach oben und vor allem aber nach unten in die Wadenmuskulatur, muss amputiert werden.

Die Unterärzte sind übermüdet und sehnen sich nach Frieden und dem stillen zu Hause. Sie sind bescheiden geworden, diese Krieger, wenn auch weit ab von den donnernden Geschützen. Wenn aber das Wort Niederlage fällt, reissen sie sich wie elektrisiert zusammen und sagen: «Niemals! Lieber sterben als nochmals Nachkriegselend, Demütigung und Knechtschaft.»

«Wann glaubt man denn in der Schweiz, dass der Krieg zu Ende gehe?» «Wer wird gewinnen?» Wir zucken die Achseln und wissen es nicht.

12. XII. 1942. Immer mehr Verwundete. Aus dem Kessel. Betten werden aufeinander gestellt. Bettwäsche haben wir keine auf der Station. Die Verwundeten liegen in Woldecken verpackt. Immer schwere Knieschüsse, Oberschenkelschüsse. Hier wurden durch ein russisches Explosivgeschoss gar 15 cm vom Oberschenkelknochen herausgerissen. Und immer wieder die Erfrierungen. Ersten bis dritten Grades. An den Händen, Füßen vor allem.

13. XII. 1942. Ein Sonntag. Arbeitstag wie jeder andere. Schon 0500 ist es hell. Um 0700 scheint die Sonne ins Zimmer und treibt uns aus dem molligen Schlafsack. Immer noch neue Verwundete kommen von vorne aus dem Kessel. Ein Soldat einer Sanitätskompanie mit einem schweren Oberschenkelschussbruch erzählt von seinem sechswöchigen ununterbrochenen Tag- und Nachteinsatz. 30 Mann seien sie noch übrig. Der Kommandant, alle Offiziere, bis auf einen Leutnant gefallen. Im letzten Augenblick vor seiner Verwundung hätten sie alle Instrumente, Medikamente und Verbandmaterialien, Wagen und Fourgons in die Luft gesprengt. Von einem Oberleutnant eines Regimentsstabes vernehme ich, dass das ganze Regiment noch aus 40 Mann bestehe. Die andern? Tot! Verwundet! Gefangen! Flaktrupps, Telegraphisten, Pferdeführer, Bürolisten, alle müssten Infanteriedienst leisten. Wir resezieren zwei eröffnete Kniegelenke. Kapselphlegmonen. Am vierten Tag nach der Verwundung. Unterbinden mit Esmark. Aufklappen des Gelenkes mit Textorschnitt. Abpraepa-

rieren des obern Recessus. Herausnehmen der Patella. Kreuzbänder und Seitenbänder durchschneiden, ebenso die Menisci. Absägen des Knorpels. Vorderfläche des Femurs gerade. Untere Fläche von vorne oben nach hinten. Absägen des Knorpels an der Tibia. Hereinlegen von vielen Vioformstreifen. Dann Beckengips. Vergiss nicht beim Beckengips die Glutealkissen. Oberarzt Lübke schwört darauf. Der kleine Flügel aus einer breiten Kramerschiene gestattet einen schmalen Beckenring und ersetzt die Gipshose. Während dem Gipsen auf dem Extensionsgerät muss der Verwundete die Hände auf den Bauch legen. Dann kommt der Brustkorb nach unten und der Gipsgürtel wird nicht zu eng. Wir sehen heute einen jener merkwürdigen Zufälle des Krieges! Glücksschuss. Glatter Infanteriedurchschuss durch ein Kniegelenk ohne Bänder, Knorpel oder Menisci zu verletzen. Und auch die Zufälle des Lebens. Zwei Stunden später nochmals genau dieselbe Verletzung. Wir lassen uns von den Verwundeten den Sanitätsdienst der ersten Linie schildern. Die meisten erreichen den angegebenen und gut markierten Verbandplatz zu Fuss. Wohlverstanden den Hauptverbandplatz. Selbst schwerste Oberarmschussbrüche und Schulterverletzungen. Ein kleines, dreieckiges Panjehäuschen: Operationssaal. Die andern Unterkunftsräume! Sehr übersichtlich. Das ganze Dörfchen, nichts als Verbandplatz. Selbst Regiments- und Divisions-Stäbe müssen räumen, wenn die taktische Lage den Einsatz der San. Kp. gerade hier erfordert. Sie geniesst alle Vorteile bei der Verteilung von Unterkünften! Der Vpl. ist nicht mit grossen Rotkreuz-Fahnen gekennzeichnet. Die Russen sind darauf aus wie Sperber, diese Stätten zu bombardieren oder durch Partisanen unschädlich zu machen. Liegend zu Transportierende werden mit Autos, Panzern, Pferdefuhrwerken, selbst mit russischen Zivilisten unter deutscher Aufsicht auf Bahnen, die meist improvisiert sind, herbeigeschleppt. Die Aerzte der San. Kp. arbeiten alle auf dem Hvpl.

15. XII. 42. Dunst und Nebel. Man sieht nur schwach die Umrisse der Hochkamine und der Stalinwerke, der nicht gar zu weit entfernten Grosstadt. Immer noch strömen Tag und Nacht die Verwundeten aus dem Kessel. Das Lazarett vergrössert sich täglich. Neue Unterkünfte werden eingerichtet. Es sollen im Kessel noch über 16,000 Verwundete liegen, wie mir heute ein verwundeter Stabsarzt erzählt. Wir resezieren den ganzen Tag Kniegelenke mit und ohne Kapselphlegmonen. Vorgestern arbeiteten wir ununterbrochen bis nachts 0200. Und gestern gingen Oberarzt Patberg und ich noch um Mitternacht ins Kasino und trafen die Aerzte in fröhlichster Stimmung.

Erst gegen 0400 tastete ich mich durchs schmale, ausgetrampelte Weglein nach Hause. Knapp 200 Meter gegen das italienische Lazarett sehe ich eine Schildwache mit dem Gewehr im Anschlag auf mich zukommen. Ich versuche ohne zu wackeln stramm zu stehen, wer weiss, wer mich sehen konnte. Und es gelang nicht ganz gut. Auf der holprigen, vereisten Strasse glitt ich ein paarmal, ohne zu fallen. Plötzlich pfiiff es mir um die Ohren. Und kurz aufeinander zwei scharfe Knalls. Wie wenn das gar geschossen wäre? Ich lag bereits geduckt im Strassengraben. Das ging aber unheimlich schnell. So rasch ich konnte, versuchte ich das schützende Dach des Gästehauses zu erreichen.

Nencky und Wepf leisteten die erste Hilfe. Mit Coramin. Mit schwerem Kopf und nur mit vieler Mühe konnte ich andern Tags arbeiten.

Und wieder die gewaltigen Röhrenabszesse am Oberschenkel. Ein total zertrümmerter Oberarm. Es blieb nur noch die Exarticulation. Und wieder Amputation eines Oberschenkels in der Fractur. Man machte den ganzen Tag vorher Ichtyolverbände. Sie erzeugten eine solche Hyperämie, dass nur mit Mühe eine exakte Blutstillung am Stumpfe gemacht werden konnte. Und dennoch verlor der Verwundete eine ganze Menge durch spätere Sickerblutungen.

Unsere Station mit ca. durchschnittlich 120 Verwundeten braucht monatlich mehr als 5000 Gipsbinden. Eben fahren wieder kleine Lastwagen vor, welche das Material für die Apotheke bringen. Aus dem Sanitätspark, der ausserhalb von St. liegt. Aus den Evianpackungen sind die Ampullen mit dem Aq. dest. meist entfernt. Letztes Jahr seien alle diese Ampullen gefroren und geplatzt. 90 Prozent aller Kopfverletzungen trugen im Moment der Verwundung keinen Stahlhelm. Die Soldaten werden durch den langen Fronteinsatz gleichgültig und fatalistisch. Der Helm ist doch nur eine Belastung. Besonders im Winter. Und doch, wie viele schwere Schädelverletzungen, deretwegen er auch im letzten Krieg eingeführt wurde, könnten vermieden werden? Holz ist rar. Weit und breit hier im Süden nur Steppe. Keine Wälder. Man musste anfangen, ohne Särge zu beerdigen. Die zehn bis zwanzig täglichen Toten unseres Lazarettes. Panjehaus um Panjehaus wird von der Wehrmacht beschlagnahmt und abgerissen, um nur für das Nötigste Holz zu kriegen. Und die Einwohner? Mitten im Winter? Bei der Kälte? Hier, bei dieser Wohnungsnot? — Na, irgendwo gibt es immer Platz. Die Russen können in der letzten Zeit bloss acht bis zehn Löcher in den Boden sprengen. Täglich meh-

rere Gräber zu wenig. Die Toten werden im Keller, mit Nummern versehen, aufeinander gebiegen. Im Frühjahr werden sie schon ihr Plätzchen finden auf dem Friedhof. Der Gegenangriff der Armee Manstein hat begonnen. Alles fiebert, der Kessel wird in wenigen Tagen geöffnet sein. Wir erwarten einen grossen Anfall von Verwundeten. Oberarzt Patberg kann in den Urlaub. Sichtlich lebt er auf. Seine Starre und Unruhe, die sich auf seine ganze Station und Schwestern und Sanis überträgt, verschwindet, er lächelt. Nicht mehr dieser harte, unmenschliche Kommandoton. 380 Mark erhält seine Frau im Monat als Unterstützung. Als Frau eines Arztes und Assistenten an einem mittelgrossen Krankenhaus. Ob es reicht? Es muss! Und schickt von seinem Sold den grössten Teil nach Hause. «Herrgott, Mensch, wie ich darauf wartete.» Heim zu Frau und Kindern. Er hat bereits drei. Und ist immer draussen. Wie sie wohl aussehen mögen. «Wie geht's eigentlich meiner Frau.» Diese stummen Heldinnen tragen mit am harten Los des unbekannten Soldaten und dazu noch an ihrem eigenen, harten, arbeitsreichen Schicksal. Nur eines kennen sie: Gedulden, warten. Monatelang. Und jetzt. «Ich kann fahren.» Eine Sonderchirurgengruppe übernimmt seine Station, die er hütete. Und sicher gut verwaltete. Hart gegen sich selbst und gegen seine Untergebenen. Er war ganz schmal geworden. Die letzten Wochen. Trotz seinen blonden Haaren, die ersten grauen sind deutlich genug sichtbar. Und er ist ja noch so jung. Gut dreissig. Aber erst der Tag- und Nachtarbeiter, Oberarzt Lübke, mit 40 Jahren ganz grau. Ich drücke Patberg, dem ewigen Pfeifenraucher, zwei Pakete englischen Tabak in die Hand. «Er ist zwar aus feindlichen Fabriken.» Er gibt mir einen Stoss mit dem Ellenbogen, «Mensch, drum bleibt er doch guter, bester englischer Tabak.»

Wir sitzen im kleinen Operationsraum. Und rauchen und trinken Nescafé. Und plaudern. Zum Abschied, mit Stabsarzt Hammel. Ueber den Krieg. Das Elend. Hammel erzählt vom letzten Winter. Als Kommandant einer Sanitätskompagnie erlebte er den Rückzug aus Kalinin im Mittelabschnitt. Ohne Winterausrüstung, ohne Pelzmäntel, ohne Filzstiefel, ohne Protektoranzüge. 200 km zurückmarschieren. Riesige Haufen Erfrierungen. Man amputierte primär, Tag und Nacht. Und marschierte weiter. Grausiger, schöner Anblick, überall an den Rückzugsstrassen die brennenden Dörfer und Städte und Gehöfte. Alles wurde vernichtet, verbrannt, in die Luft gesprengt. Man bezog irgendwo wieder für ein paar Tage in einem kleinen Nest Unterkunft, und schon lagen die ersten Verwundeten draussen auf

Tragen, auf Stroh, auf Autos, Schlitten, auf Tanks. Ein paar Kilometer weiter vorn opferten sich die Nachhuten, eine Handvoll Infanterie, ein paar Panzer, ermöglichten dem Gros den Rückmarsch. Und von einer Stunde auf die andere: Aufpacken. Zurück. Manchmal lagen bis 600 Verwundete in einzelnen Häusern verteilt. Eng zusammengepfercht. Alle mussten mitgenommen werden. Das «Nichttransportfähig» kennt man da draussen nicht. Was den Russen in die Hände fällt, wird niedergemacht. Flugzeuge, Autos, Fuhrwerke, Tanks, Schlitten, Munitionskolonnen, alle halfen mit, die verwundenen Kameraden nach hinten zu bringen. Den Nachschub des Sanitätsmaterials besorgten häufig genug JUS. Die braven JUS. Eine ungeheuer wichtige, stets bereite Transportreserve. Und trotz allen Vorsichtsmassnahmen war der Verschleiss an Material und Personal auf diesem Rückzug unglaublich hoch. Das Material ging teilweise verloren, teilweise musste es gesprengt werden, um dem Feind nicht in die Hände zu fallen, weil die Autos oder die Fuhrwerke wegen Defekten oder wegen Schneeeverwehungen nicht mehr weiter konnten. Und die Sanis? Viele erlagen den ungeheuren Strapazen der Arbeit und des ruhelosen Marschierens ohne Winterausrüstung. «Ja, mein lieber Bircher, hinter den nackten Heeresberichten verbirgt sich häufig ungeheures Elend und schwere Verluste.»

17. XII. 1942. Der B. V. Z. mit 500 Verwundeten aus unserem Lazarett von gestern abend sei in der Nacht in die Luft geflogen. Partisanenminen. Nencky ist schwer erkrankt. Wahrscheinlich Diphtherie. Der Chef guckt zum Operationssaal herein. Er plaudert von seinem Lazarett. Es ist voll motorisiert. Nicht nur auf dem offiziellen Stempel. Aber heute existiert noch ein kleiner gebrauchsfähiger Opel. Und die andern Wagen? Ausgefallen!

Ja, damals in Frankreich! Da führten sie gleich im Anhänger sechs Reitpferde mit. Damals hatten die Soldaten alle vier Monate Urlaub und konnten von den Gütern Frankreichs kaufen, was sie erreichten: Seidenstoffe, Schuhe, Zigaretten, Uhren. Gute Schweizeruhren, Konservenmilch, Schokolade. Und heute? Welcher Gegensatz. Der andere grausame Krieg. — Oberstabsarzt Kraus erhielt heute ein Telegramm für einen Verwundeten: «Töchterchen geboren. Mutter und Kind gesund.» — Der Vater war vor zwei Stunden im Lazarett gestorben.

18. XII. 1942. Am Abend kamen sie wieder, die verdreckten und verlausten Landser aus dem Kessel. Da lagen sie, den ganzen Korridor voll. Welches Elend. Die einen und die andern mit Lungenent-



zündungen. Das ist die Domäne der Sulfonamide. E. lässt mir bei diesen und andern Therapien vollkommen freie Hand. Und habe unter den alten, doch fiebernden Patienten gleich zwei mit massiven Lungenbefunden herausgefischt. Er glaubte, das Fieber käme von irgendwelchen Verhaltungen. Und hatte infolgedessen mehrfach incidiert, ohne Erfolg. Die Erfolge machen mir grosse Freude. Ich denke an den Rumänen mit der doppelseitigen Lungenentzündung.

Die Abduktionsthoraxgipse werden von E. ohne diesen «Schienenkram» angelegt. Sanis müssen den Arm richtig halten. Das bewährt sich aber meiner Ansicht nach nicht gut. Man hat ausser den unzuverlässigen Händen des Sanis keine Möglichkeit, den Bruch achsengerecht auszukorrigieren. Ein Sanitätsoffizier wird uns frisch zugestellt. Seine Einheit liegt im Kessel. Er kommt aus dem Urlaub und kann nicht nach vorn. Sein Urlauberzug wurde von Partisanen überfallen. 40 Tote. «Wir hatten keine Munition.» Strenge Befehle verbieten ausdrücklich, Munition auf die lange, unsichere Urlauberreise mitzunehmen. Angeblich sei viel Munition verloren gegangen und vorne sei jeder Schuss kostbar.

Nencky ist fieberfrei und hat keine Beläge mehr. Ein härtiger, alter Kompagnieführer erzählt vom Elend im Kessel: «Keine Munition, keine Unterkunft, keine Hütten. Der Boden gefroren. Man kann keine Erdhütten bauen. Und der Schnee schuhhoch, sehr kalt, sehr fein, ungeeignet für Schneehütten oder Iglos. Die jungen Landser, die die Bestände auffüllen, sind wie kleine Kinder. Sie liegen auf Haufen und springen miteinander geschlossen vor. Und werden durch eine einzige gut liegende Mg-Garbe hingemäht. Sie kennen das Robben nicht. Ja, früher schickten wir sie zum Ersatzhaufen zurück, zur Weiterausbildung. Aber heute brauchen wir jeden. Die Verluste sind ja bereits so entsetzlich hoch.» — «Wenn die Truppen in Ruhequartiere kommen, werden die beiden ersten Tage retabliert, gewaschen, rasiert und immer wieder Detailinspektionen. Früher Feierabend und langer Ausgang. Die Mannschaften wollen sich doch auch mal erholen. Dann geht's aber gleich los mit Soldatenschule. Drill. Turnen. Fechten. Nahkampf. Schiessen. Um überzugehen zum täglichen strammen Gefechtsexerzieren. Schliesslich Manöver und grosse Uebungen auf Gegenseitigkeit!»

Nach ein paar Wochen rollen wieder Wagen, Autos und Panzer neuen Aufgaben entgegen, marschieren die Mannschaften frisch und singen wieder. Zum Einsatz! Unser kleiner Stationsunteroffizier. Wie er das russische Personal in den Fingern hält! Russische, gelernte

Schwestern, die bereits vorher im Spital waren und hier tätig waren, vorher, als die Woroschilow-Klinik Medizinstudenten ausbildete, als die Frauen Kinder gebaren und später, als die russischen Soldaten hier lagen. Dann die vielen, dicken Putzfrauen, mit zerarbeiteten Gesichtern und groben Händen und dicken, fleischigen Armen. Und wenn sie lachen, zeigen sie alle eine Reihe weisser, fehlerfreier Zähne. Sie sind intelligent und verstehen ihre Arbeit vorzüglich. Das Lazarett zahlt den ausgebildeten Schwestern 40 Mark im Monat. Nebst freier Kost. Und das ist allerhand. Ich sah heute aus der Deckung dem Mittagssmahl dieser Russinnen zu. Unheimliche Berge von Kartoffelstock und Brot, ganze Töpfe Suppe verschwanden innert kürzester Zeit. Eine kleine Balgerei drohte auszubrechen. Weil sie gleich die Portion der kleinen Sascha mitgegessen hatten. Sascha ist Medizinstudentin, ein zart gebautes, sehr intelligentes, bescheidenes und gut erzogenes Mädchen. Sie sind sehr witzig alle diese Saschas, Olgas, Marias. Gern gesehen von den deutschen Soldaten. Alle sprechen fliessend deutsch. Sie klauen alles, was herumliegt. Lampen, Brote, Geschirre, Weihnachtspakete. Auf dem Markt kann man's wieder verkaufen um teures Geld. Selbst den französischen Sekt. Alle kennen Tolstoi. Vor allem «Krieg und Frieden». Ob sie in die Kirche gingen? Wozu denn? Tot ist tot. Dabei rollt die feurige, schwarze Lydia ihre blitzenden Augen und strafft ihren sportlichen, sehnigen und doch so weiblichen Körper und streichelt wie von ungefähr meinen Vorderarm. Sie soll mit einem Kommissar verheiratet sein. Ob sie wisse, wo ihr Mann sich befindet? «Ja, ich wissen gut, die Deutschen werden nächsten Winter aus Russland herausgejagt.» «Oh, viele Russinnen Kinder geboren von Landsern. Macht nichts. Gibt wieder gute russische Soldaten.» Rusky — Schieber. Einer brüllt's dem andern. Vom Zimmer auf den Korridor: Eine glänzend funktionierende Spitalklingelanlage. — Wassili und unsere andern Russen rennen mit Schiebern und stinkenden, nie geputzten Konservenbüchsen und Weinflaschen umher. Sie wissen gut genug, die Soldaten belohnen auch die kleinste Darreichung mit Zigaretten, oder gar mit Schnaps.

20. XII. 1942. Sonntag vor Weihnachten. Grausamer Tag. Drüben im Kasino gemeinsamer Kaffee. Mit Konzert. Klassische Musik. Wir sind von morgens 0800 bis Mitternacht ununterbrochen auf den Beinen. 54 St.-Kämpfer frisch eingeliefert. Schwitzen und arbeiten verbissen. Allein mit den Sanis und den willigen, guten, tüchtigen Schwestern, Drainieren, spalten Abszesse, holen Splitter heraus. Unsere Sascha im Op. bekommt ein ausgedehntes, schweres Erysipel nach einer klei-

nen Fingerverletzung. Vor 2 Wochen ist ihr kleiner Bub gestorben. Aus lauter Schwäche. Das kommt häufig vor hier in Russland. Die Mutter zuckt die Achseln. Neue kommen nach. Und von den vielen gibt es doch mehrere, die die Strapazen des Kindesalters überwinden und kräftige Menschen werden. Eine natürliche Auslese der Tüchtigen. Die meisten Verwundeten gehören der ... Inf. Div. an. Ihr Feldlazarett wurde am Rande eines Flugfeldes errichtet. Von russischen Bomben zusammengehauen. Eine eben voll geladene Sanitäts-JU 52 ging in Flammen auf. Die andere nebenan startete mitten im Bombenregen und kam unversehrt davon.

Einer der Soldaten ist der letzte Mann der Kompanie, die in russische Gefangenschaft fielen. Der deutsche Gegenangriff kam zu spät. Ihn allein fand man noch am Leben. Ihn, mit dem schweren Oberschenkelbruch. Die Russen hätten neuerdings amerikanische Tanks. Christie-Panzer T. 34. Sie seien den deutschen Panzern deutlich überlegen. — Krieg. Krieg. Und diese Woche ist Weihnacht. Alle Korridore, alle Zimmer voll belegt. Am Bahnhof draussen liegen noch zwei ausladbereite Güterzüge mit vielen hundert Verwundeten.

22. XII. 1942. 16-, 17-, 18-Studentage. Wir verschlingen im Stehen unser Essen. Und arbeiten ohne Unterbruch. Mehrere schwere Gasbrandinfektionen. Sofortige Amputation und konzentriertes Gasbrandserum 150 ccm i. v. in Narkose. Drei Tage nacheinander. Schwer infizierte Gesässchüsse mit hohen Fiebern. Und alles rüstet auf Weihnachten. Die Soldaten üben Lieder. Weiter arbeiten, nicht daran denken. Erfrierungen müssen kleine Gazestreifen zwischen den Zehen haben. Alle Oberarmschussbrüche kommen von Hvpl. mit Velpeuverbänden. Nicht mit Abduktionsschienen. Die Oberschenkelschussbrüche eingepackt mit langen Kramerschienen. Man sieht nie Thomaschienen. Sie sind nicht mehr, oder nur selten vorne im Gebrauch, wie mir die beratenden Chirurgen bestätigen. Wegen dem Oedem und der Gasbrandgefahr. Sie ist vermehrt bei gestauten und schlecht mit Blut versorgten Gliedern. Wir beobachten wieder ein paar Glücksschüsse. Glatte Durchschüsse von Oberschenkeln ohne Nerven oder Gefässe oder Knochen zu treffen. Glatte Halsdurchschüsse.

24. XII. 1942. Unsere Angehörigen würden zu Hause zittern, wenn sie die Erfolgsmeldungen der Russen vernehmen. So der Oberstabsarzt Kraus. Die Nachrichten von der Front sind denkbar schlecht. Eingedrückt. Von einer italienischen Division bleibe einzig das Andenken übrig. Die Querverbindung nach Ch. seit gestern unterbrochen. Heute sprachen die Unterärzte davon: «Was machen



wir bei einem allgemeinen Rückzug?». Und wieder neue Verwundete. Sie lagen lange draussen im Freien auf dem Hvpl. Die Festhaltungen sind nirgends mit Kleidern gepolstert. Häufig mit Watte ausgelegte Kramerschienen oder einfache, ungehobelte, irgendwo organisierte Holzstecken. Die Kleider und Decken und Zeltbahnen brauchen die armen Teufel zum Wetterschutz. Häufig genug hätten sie die Unterkünfte der Hvpl. in Granattrichtern oder eigens ausgebrochenen Erdlöchern erstellt.

Die schwarze Lydia, Schwester und Frau eines Kommissars, erzählt mir heute vom russischen Sanitätsdienst. «Oh, wir haben gute Aerzte. Behandeln die Verwundeten gleich wie die Deutschen.»

Ich denke, dass Generalstabsarzt Jeckel uns den russischen Sanitätsdienst erklärte. Ohne vordere Sanitätsformationen werden die Verwundeten gleich 300—500 Kilometer zurückgebracht. Hier endgültig versorgt, bleiben sie bis zur Genesung. Sie sparen so Mannschaften und Material. Auf Kosten vieler Toten. Aber die Menschenreserve sei ja unerschöpflich.

«Liebt ihr die Verbündeten? die Engländer? die Amerikaner?» — «Alle gleich wie die Deutschen! Kapitalisten! Alle wollen nur verdienen für sich und schönes Leben geniessen. Wir arbeiten um alle, alle, das ganze Volk glücklich zu machen.» — Eben brachte der Soldatensender Gustav das melancholische «Es geht alles vorüber», — und hinterher singen's die Soldaten der Station. Alle Verwundeten, langsam, schwermütig. Ueberall stehen kleine und grosse Tannenbäume, mit wirklichen Kerzen. Wie die Verwundeten darnach fragten: «Gibt's dies Jahr vielleicht doch einen Tannenbaum?». Ja, in grossen Mengen. Obwohl weit und breit sich kein Wald befindet. Von weit her hat man sie geholt, ohne die keine rechte Weihnacht zu denken wäre. Neben den Betten stehen die Teller mit den vielen guten Backwaren, Sekt, Weinflaschen. Ueberall strahlende Gesichter. Wir machen Visite. Mit dem Oberstabsarzt. Von Bett zu Bett. Ueberall ein gutes Wort. Väterlich erkundigt er sich über das Befinden. Ich muss ihm über jeden Verwundeten Bescheid sagen. Oberarzt E. liegt im Bett.

Am Abend hält der protestantische Geistliche unter dem brennenden Weihnachtsbaum eine Rede an das gesamte deutsche Personal des Lazarettes und spricht von der urdeutschen Weihnacht. Wir sitzen an den reich beladenen Tischen. Stationsweise. Um nachher noch weiter zu arbeiten. Bis Mitternacht. 30 Krankengeschichten werden mit Hilfe unserer Sekretärin Wurstenberger fertiggestellt.

In unserer kleinen Bude ist es warm und gemütlich. Zwei Kerzen brennen auf dem wackligen Tisch. Draussen miaut und rüttelt der Wind. Es fällt Schnee. Die Front ist eingedrückt. Die ersten Panzerdivisionen werden heute in W. ausgeladen. Sie brauchten eine Woche von Frankreich. Sie sind frisch und bereit für den Gegenstoss.

28. XII. 1942. Ich liege im Bett. Recht elend. Es muss schlecht mit dir bestellt sein, wenn du nicht mehr Tagebuch schreibst. Also heute geht es wieder besser. Diese aufregenden vergangenen Tage. Tag und Nacht auf den Beinen. Immer dieselben schweren Verwundungen. An Weihnachten legten wir einen jungen Burschen, mit einem Notgipsverband, auf dem Hvpl. erstellt, erst ins Bett. Am andern Morgen wollten wir nachschauen. Am Tag ging er unter in der Masse der vielen Neuzugänge. Wieder 24 Stunden später fällt er uns auf mit hohen Temperaturen und starken Schmerzen an seinem Oberschenkel. Wir schneiden den Gips auf: Gasbrand. Gasbrand bereits bis zur Achselhöhle. Sind wir schuldig? Am Tode dieses jungen, flotten Studenten der Juristerei? Inmitten der ohnmächtigen Traurigkeit und Wut über die eigene Nachlässigkeit bringen die Russen einen bleichen, bewusstlosen Menschen nackt auf der Trage herein. Sein linker Arm ist mit einem dicken Schlauch knapp unter dem Schultergelenk unterbunden. Er blute. Auf meinen Rat entschliessen wir uns, vorn im Gefässkanal zu öffnen. Und wirklich, nach wenigen Minuten haben wir die spritzende Arterie circumflexe humeri gefunden, gefasst und ligiert. Anschliessende Bluttransfusion. Wie er wieder rote Backen kriegt und sich erholt, der arme Teufel.

Die Russen stehen tatsächlich, wie die Verwundeten übereinstimmend zugeben, 200 Kilometer vor St. Trotz alledem. Die Soldaten sind zuversichtlich und glauben nach wie vor an ihren Sieg. Letzten Winter gab's noch ganz andere Rückschläge. St. werde gehalten und entsetzt in wenigen Tagen schon — St. als Basis für die kommende Sommeroffensive und den Sieg. Der Sieg vom kommenden Jahr.

Heute kehrte Nencky gesund wieder zu uns in die kleine, warme Bude zurück.

An Weihnachten selbst vereinigte ein feierliches Nachtessen Schwestern und Aerzte im Offizierskasino. Hptm. Howald sprach fein und bescheiden über unsere Aufgabe da draussen. Wir sangen ein paar Schweizerlieder, Volkslieder, innig und begeistert. So weit weg von zu Hause. All das schuf wenn möglich noch ein besseres Verhältnis zu unseren lieb gewordenen deutschen Kameraden. Ihre Sorgen sind gar häufig in der letzten Zeit auch unsere Anliegen.

Die Schwestern waren locker unter die Aerzte verteilt. Wir mit weissen Hemden und langen Hosen. Die Schwestern alle in ihren frisch ge-  
bügelten, schneeweissen, seidenen Blusen. Es war recht spät, wie wir  
nach Hause gingen.

30. XII. 1942. Stabsarzt Hammel erschien heute zum Tee. Er  
erzählte wieder von der Sanitätskompanie. Durchgang pro Tag  
100—300 Mann. Das Wichtigste auf dem Hvpl. ist die Triage und  
ausgebildetes Operationspersonal. Die Trägerzüge marschieren mit  
den Regimentern oder sind gar auf die Bataillone verteilt. Absuchen  
und Transportieren machen die Soldaten ohne Zugführer. Alle Aerzte  
würden auf dem Hvpl. benötigt. Ueberall fehle immer dasselbe. Blut  
zum Transfundieren. Narkotiseure, Instrumenteure und Nadeln für  
die intracardialen Injectionen. Oberarzt Lübke gab uns heute im Op.  
einige Wegleitungen für die Behandlung der Oberschenkelbrüche:  
Supraconduläre Fracturen müssen so gelagert werden, dass die Bruch-  
stelle auf die Knickung der Braunschen Schiene zu liegen kommt.  
Der Zug am Unterschenkel ist waagrecht nach vorn, um so den Gegen-  
zug des Gastrocnemius auszugleichen. Vergesse nie mit dem Mastisol-  
Strumpf den Fuss aufzuhängen. Fracturen des Schenkelhalses besser  
ohne Extension nur mit Abduktion und Innenrotation gipsen.

2. I. 1943. Das waren aufregende Tage. Grosse, fröhliche Silvester-  
feier wieder mit den Schwestern im Offizierskasino. Schwester Mar-  
garethe war wieder meine Tischdame. Und diesmal ganz schüchtern.  
Endlich gegen Mitternacht gestand sie mir ihren Kummer. Sie hatte  
am Morgen die Stiefel Generalstabsarztes J. mit Holzspateln dicht  
ausgestopft. Und sie erwartete ständig sein Donnerwetter. Wir tranken  
zusammen Sekt und waren nicht schlechter Laune. Gegen 0100 ging  
ich zum Generalstabsarzt und im Namen meiner Tischdame entschul-  
digte ich mich für das ungebührliche Verhalten der «spitzbübischen»  
Schwester. Interessiert hörte er zu. Und plötzlich lächelte er gütig.  
Und setzte sich zu uns. Wir alle drei tranken zusammen eine gute  
Flasche Sekt. Wie die schüchterne Schwester nun auflebte. Leider  
musste ich mit Oberarzt E. zu seinem Stab, der A. S. A. Der gute,  
grosse Ford des Generals brachte uns hin. Wir bezogen eine wind-  
schiefe, kalte Bude, zertrennten ein armseliges, hartes Bett, der eine  
legte sich auf die Ober- und der andere auf die Untermatratze. Er  
erzählte mir aus seinem privaten Leben. Er war Chef an einem Kran-  
kenhaus in der Nähe von Heidelberg. Arzt bei der S. S. Er habe nicht  
einmal Zeit gefunden, sich eine passende Lebensgefährtin zu suchen.  
Ja, jeder Mensch hat seinen Kummer. Er streckte mir die Hand ent-

gegen. Ja, hoffentlich wird's bald Frieden geben. Dann werde ich wieder in die Schweiz fahren! Im Winter, er kennt ja das Bündnerland so gut. Ich liess mich wecken auf 0730. Der Wagen des Generals stand bereit. Ich trank das Frühstück in dem herrlich warmen, aufgeräumten, heimeligen Offizierskasino der A. S. A. Ich fuhr heim, wusch mich von oben bis unten, ging auf die Abteilung. Die Arbeit begann von neuem, frisch und fröhlich nach der herrlichen Nacht. Schönes Neujahrsgeschenk: Drei Lungenembolien. Der eine starb, die beiden andern brachten wir durch. Der Rumäne von vorgestern mit der schwarzen Zunge, dem Milztumor, der beidseitigen Strichconjunktivitis hatte doch auf Fleckfieber agglutiniert. Die Atmung, die abgehackte, ebenso der Ausschlag fehlte.

6. I. 1943. Draussen schneits. Aufs Glatteis der letzten Tage. 18 Lazarettzüge mit durchschnittlich 600 Verwundeten stehen draussen auf dem Bahnhof. Der T.-Abschnitt wird geräumt. Die Rotkreuzschwestern aus diesem Abschnitt sind eingetroffen. Vorne soll es schlecht stehen. Gestern soll W. schon von den Russen zurückerobert worden sein.

Nencky liegt wieder im Bett. Grippe. Auch Hauser ist krank. Wir arbeiten die letzten Tage regelmässig. Specht ist zitronengelb und gestorben. Halbig, welcher sechs Stunden nach der Oberschenkelamputation sechs Tage auf Bahntransport hin und her gebracht wurde, folgte ihm. Die frische Brachialisverletzung war ein schweres Stück Arbeit.

Es besteht generelle Urlaubersperre.

Der Zellstoffbedarf steigt täglich. Wir sind kontingentiert und müssen doch täglich die Oberschenkel frisch unterlegen. Mit ihren unglaublichen Eitermengen. Bis zu einem Liter täglich. Tagtäglich muss nachgesehen werden nach Röhrenabscessen, Phlegmonen, um rechtzeitig incidieren zu können. Es geht ums Bein des Verwundeten. Die Verwundeten, die frisch von der Front hereinkommen, sind in ständig reduzierterem Allgemeinzustand. Häufig kommen Depressionen dazu.

7. I. 1943. Traurig. Der gute Feldwebel, welcher schon zweimal geblutet hatte und jedesmal mit ausgiebigen Bluttransfusionen auf die Beine gestellt wurde. Seine beiden Arme liegen auf Abductions-gipsen und er muss wie ein kleines Kind gefüttert werden. Heute ist er am hellichten Tage verblutet. Er schlief. Man merkte es erst, als das Blut unten zum Strohsack heraustropfte. Draussen spielte das Radio gleich einen Walzer. Als man uns rief, war es bereits zu spät.

Sonst passen die Verwundeten sehr gut gegenseitig auf. Und brüllen gleich nach dem Unterbindungsschlauch. In allen Zimmern hängen ein paar an den Betten und sind sofort zur Hand. Wenn einer dieser armen Kerle nicht mehr isst, wirds prompt auf der Visite vom Kameraden nebenan gemeldet. Lübke machte uns darauf aufmerksam, die Hämowerte zu kontrollieren. Die Appetitlosigkeit ist ein sicheres Zeichen, wenn nicht schwere septische Zustände vorliegen, für die Anämie. So bei 30 Prozent essen die Leute einfach nicht mehr. Eine Bluttransfusion wirkt Wunder. Wir transfundieren in den letzten Tagen durchschnittlich fünfmal. Auf dem Hauptgeschäftszimmer haben wir eine gewisse Berühmtheit erlangt. Wir würden am meisten Blutspender brauchen von allen Stationen.

Heute war die Section von Specht, dem Manne mit der Gelbsucht. Und gestorben. Wir mussten eigentlich nicht recht, warum. Der Stumpf des rechten Unterschenkels war vernarbt und reizlos. Aber in der Tiefe unter der Narbe in der Wade steckte ein kleiner, walnussgrosser Eiterherd. Man konnte gut von da aus die septische Trombophlebitis verfolgen aufwärts mit einem beginnenden Knieempyem. Und weiter ausgedehnte Lungen- und Milzinfarkte. Im Abstrich Streptococcen. Am Herzen nichts. Lipoidschwund der Nebennierenrinden. Hodenatrophie, ein typischer kriegspathologischer Befund. Pathologie der Gefässe.

Der beratende Pathologe Oberarzt J. zeigt mir sein pathologisches anatomisches Instrumentarium. Drei Sezierbestecke. Leica, ein gutes Mikroskop. Komplette Laboreinrichtung. Alles zweckmässig in Kisten verpackt. Nach dem Nachtessen erzählt Stückem von seinem Erleben als Truppenarzt während dem letzten Winter. Sie mussten Hals über Kopf ein kleines russisches Dorf räumen. Eine Frau gebar eine Stunde zuvor. Sie will mit den Deutschen zurück. Sie erwürgt ohne zu mucksen ihr Kleines und wandert bei 30 Grad Kälte rückwärts mit den Truppen.

12. I. 1943. Gestern abend lud ich alle Sanis und die Schwestern ein ins Kasino zu gehen. Alle waren sofort begeistert. Um 1730 verliessen wir das Lazarett. Bei beissender Kälte. Der kleine Fischer, unser ausgezeichneter Operationswärter, machte den Wegweiser. Dieser kleine Teufelskerl ist übrigens zuverlässig und gut. Wenn auch ab und zu grosschnauzig. Aber eine absolut treue Seele. Kann gipsen. Unterbinden. Ist immer guter Laune. Immer zur Stelle. Immer hilfsbereit. Wir verstehen uns ausgezeichnet. Der andere Unteroffizier H. ist ein Wiener. Und gemütlich. Wohnt interessanterweise auswärts



bei einer alleinstehenden Russin. Zuhause hat er eine Frau und ein Kind. Aber es sei eben Krieg und Wien weit weg. Und Urlaub gebe es selten genug. Arm in Arm kämpfen wir uns gegen den Wind in die Stadt. Ganz gespenstig sehen in der Dunkelheit die riesigen, langen, flachdachigen Häuser auf uns nieder. Gespenstig gucken überall schmale Lichtstreifen aus den verdunkelten Fenstern. Die Strassen sind breit und nach Linien mit Nummern versehen. Keine Namen wie bei uns. Gegenüber das grosse, herrliche Theater. Ukrainer spielen und deutsche Soldaten sitzen im Orchester. Auf dem Rückzug zündeten die Russen auch dieses von einem deutschen Architekten geplante Bauwerk an. Die automatische deutsche Feuerlöscheinrichtung verhinderte grösseren Schaden. Wir stehen plötzlich eingeklemmt in einer wogenden Soldatenmasse in der weiträumigen Vorhalle, mit dicken Säulen und indirekten Beleuchtungen. Es liegen gleich mehrere Vorführungsräume nebeneinander. Die Filme können so gegenseitig ausgewechselt werden. Nachher besuchten wir das Ukrainische Haus. Ein sehr grosses Soldatenheim. Mit mehreren Kasinos, Lese-sälen, Spielsälen und Musiksälen, Flügel. Spät in der Nacht stampften wir durch Schnee und Wind nach Hause. Wir waren recht froh, wieder einmal aus dem ewigen Einerlei herausgekommen zu sein.

13. I. 43. Heute brachten sie uns eine vorn primär genähte Unterschenkelamputation, obwohl dies prinzipiell verboten ist. Unter den faulenden Nähten ein grosser Eitersee. Bereits aufsteigende Röhrenabsesse. Mit Gelenkbeteiligung. Der junge, nicht einmal 20jährige Kerl sah sehr blass und verfallen aus. Hohes Fieber. Wir mussten reamputieren. Ein richtiges Kniegelenkempyem. Schlagartig besserte sich der Zustand. Eine grosse Bluttransfusion soll noch den Stimulus verleihen.

Lübke erzählte uns heute von seinen Erfahrungen über die mehrfachen Brüche eines und desselben Gliedes. Es sei schon oft vorgekommen, dass ein Unterschenkel bei bestehender Oberschenkelfractur, auch geschlossener!, amputiert werden musste. Jedesmal hätte sich der Bruch oben postoperativ inficiert und einen so schlechten Verlauf genommen, dass der Oberschenkel in der Fractur später auch noch abgesetzt werden musste. Gestern brachten sie uns einen Verwundeten im schwersten Shock. Wegen dem Transport. Vor zehn Tagen verwundet, primär amputiert und gut aussehende Stumpfwunde am rechten Unterschenkel. Untertemperatur. Sehr frequenter, leicht unterdrückbarer, schlecht gefüllter Puls. Blasser, leicht benommener Verwundeter. Heute war Stabsarzt B. zu einem Consilium auf der

Station. Eine exogene Psychose nannte er diese schwere Desorientiertheit, mit kataleptischer Starre. Es gebe sehr selten Schizophrenien. Dafür häufig den schizophrenen Symptomenkomplexen ähnliche Psychosen. Vor allem bei Typhus und Paratyphus.

18. I. 1943. Gestern war Sonntag. Wir bummelten mit Hptm. Howald über Land. Bei herrlichem Sonnenschein. Im Vorstadtgelände. Vorbei an grossen zusammengebrochenen Industriebauten. Irgendwo stehen viele Tramwagen. Einsam auf freiem Feld ein grosser, rostiger, kaputer Landwirtschaftstraktor. Kleine Panjehäuschen. Hie und da ein kleiner, junger Baum. Grosse, spitzkeglige Abraumhalden der Kohlenbergwerke. In der Ferne rauchende Schlote der Stalinwerke.

19. I. 43. Gestern waren wir auf dem russischen Markt. Mit Schwester Magda und Zahnarzt Dr. Strüwin. Die Linie 1 herunter gegen das Stalinwerk. An grossen Parkanlagen vorbei, mit vielen Plastiken. Fabrikware. Bei der einen fehlte der Arm. Zwei Eisenstäbe ragten statt dessen in die Luft. Massenartikel. An ausgebrannten und zusammengestürzten grossen Gebäuden vorbei. Lange, gedeckte Tische. Ueberall kleine Gruppen feilschender Frauen. Mit wallenden Kopftüchern und langen, dicken Jacken. Brote und Sonnenblumenkerne und deutsche Sektflaschen wurden verhandelt. Auch Nägel und Schuhe und Kleider. Ueberall kleine Pinten. Bei einem steinalten Russen mit langem Bart traten wir ein. Ein kleiner Laden. Vollgestopft mit Heiligenbildern und alten Messgewändern und kleinen, dünnen, gelben Kerzen. Wir wollten eine Ikon kaufen. Tauschen gegen Sekt oder Schnaps. Er aber wollte nur Geld, hundert Mark. Für eine kleine Ikon. Erst nach langem Zögern war er mit dem Handel einverstanden. Bei fast 40 Grad Kälte kämpften Schwester Magda und ich durch den Sturm uns heimwärts. Auf den schwer vereisten Strassen schlitterten die Lastwagen, blieben stecken und blockierten den Verkehr.

21. I. 1943. Die Armeesaniitätsabteilung haut ab. Wir feiern Abschied bei einer Flasche Dornkaat. Und sprechen vom persönlichen Erlebnis des Ostens. Wie die Russen ihre Kinder verehren und die Häuser voll haben von Kindern. Jedes Jahr einen neuen Teller und Löffel mehr auf dem Tisch. Man lebt, isst und arbeitet und pflanzt sich weiter fort, um schliesslich zu sterben. Aus, fertig. Auf freiem Feld, irgendwo ein Friedhof. Ohne Blumen. Ohne Kreuze. Ohne Gedenkstein. Einfach weg. Man braucht sie nicht mehr. Maschine Mensch ersetzt durch eine neue. Ersetzt durch hundert neue. Erstaunt

vernehme ich, dass in Russland auf Ehebruch Sibirien steht. Zwangsaufenthalt!

Alle Russen und Russinnen zwischen 16—60 Jahren werden in den eroberten Gebieten von den eigenen Truppen erschossen, wenn sie nicht als Partisanen oder Spione und Ueberläufer tätig waren. Das war im letzten und in diesem Winter genau gleich. Darum wandert die Zivilbevölkerung mit den Deutschen zurück. Am Nachmittag konnte ich mit Unterarzt Bauer, dem Fachchirurgen von Salzburg, sein Feldlazarett besuchen. Das grosse Lazarett, Stadtmitte. Voll motorisiert. Viele niedere Kastenschlitten mit eingebauten Schwarmöfen standen in den Höfen herum. Sie hätten sich im Winter ausgezeichnet als Transportmittel bewährt. Weiss gestrichen. Ein Arzt hat hier 300 Verwundete zu betreuen. Allerdings nicht so schwere Fälle wie bei uns draussen. Kaum genügend Betten. Zum Teil liegen die Verwundeten auf Stroh am Boden. Und erst der Mangel an Bettwäsche. Vorne in W. liegt eine Sanitätskompanie mit 2000 Verwundeten. Ohne Schienen. Ohne Verbandszeug. Ein Apotheker des Feldlazarettes wurde mit drei vollbeladenen JUS hinausgeschickt zur Aushilfe. Wir sitzen dem Kommandanten des Feldlazarettes, Stabsarzt Schr., gegenüber. Dem Dichter des inneren Kreises. Wir plaudern bei einem guten Bohnenkaffee. Er hat denselben Idealismus wie in seinem Buch «Der innere Kreis». Fürchterlich dieser Krieg der Europäer untereinander. Engländer gegen Deutsche. Und später müssen doch alle gemeinsam geschwächt gegen die Asiaten antreten. Eines muss der Krieg uns lehren: «Natürliche, stark gläubige, uneigennützige Menschen zu werden. Zufrieden seinen Kreis erfüllen. Vielleicht zwingt uns der Krieg zu diesem neuen Leben. Erst dieser Mensch ist fähig, den Asiaten die Stirn zu bieten und Europa vor der Vernichtung durch den Asiatismus zu retten.» — Nachdenklich verlassen wir diesen verinnerlichten Menschen und seine prächtigen Offiziere. Den Tiroler, welcher schon den ganzen Abessinienfeldzug mitmachte als Arzt bei den Italienern.

22. I. 1943. Auf der grossen Landstrasse beim Lazarett rollen seit gestern ununterbrochen endlose Lastwagenkolonnen und Panzer und Artillerie. Westwärts. Wir stehen und staunen. Geordnet fahren die Kolonnen. Ab und zu fehlt bei einem der Lastwagen der Motor und der Wagen ist mit einem andern durch eine Stange verbunden und im Schlepptau. Zugmaschinen von unheimlicher Grösse mit langrohrigen Flaks. Auf den Rohren sind die Abschüsse von Flugzeugen und Panzern mit weissen Ringen markiert. Ein kleiner, weisser Pan-

zer verzeichnet die Panzerabschüsse. Ein kleines Flugzeug die Flugzeuge. Zwischenhinein trottet eine lange Pferdekolonne. Bespannte Artillerie. Kleine, russische, struppige Panjepferde. Die eigenen Rosse aus Deutschland haben die wenigsten den letzten Winter überstanden. Wir sahen am Abend eine biwakierende Artillerieeinheit ein wenig abseits der Strasse. Die Pferde standen im Schnee, die meisten ohne Decke. Bei 15 Grad Kälte.

Heute räumten wir das Kasino, um Platz zu schaffen für die vielen neu ankommenden Verwundeten.

24. I. 1943. Letzter Januarsonntag. Tauwetter, um am Abend eisigen Winden freien Lauf zu lassen. Nach wenigen Stunden sind die Strassen zu Eisbahnen geworden. Ununterbrochen rollen die Lastwagenkolonnen westwärts. Wagen fallen in die Strassengräben und werden von den nachkommenden wieder herausgezogen. Ueberall am Abend zu beiden Seiten der Strasse parkierende Wagen, müde Soldaten in guten Winterausrüstungen. Vor unserem Hause ist eine Reparaturwerkstätte aufgefahren. Gleich geht's ans Retablieren und Ueberholen der Wagen. Räder werden abmontiert. Ventile herausgenommen. Getriebe nachgesehen. Die Männer liegen stundenlang unter den Wagen im Schnee.

M. geräumt. A. in russischer Hand. Die Verwundeten auf der Station frieren ganz fürchterlich. Die Heizung funktioniert schlecht. Mit neuen Decken versuchen wir die Fensterlöcher zu verstopfen. Es war fast so schlimm wie damals, als bei Lübke den Verwundeten mit Streckverbänden im Bett die Zehen abfroren.

B., unser gutes, treues Herrensöhnchen, sein Vater ist ein kommandierender Oberst im Kaukasus, will nicht mehr Ingenieur werden. Sondern Arzt. Warum denn? «Sie, Herr Doktor, mit Ihrem Pflichteifer haben mir dafür Freude gemacht.» Aber zuerst muss wieder der Arm geheilt sein!

Gestern erhielten wir eine ganz frische Erfrierung beider Oberschenkel. Weisse, harte, marmorierte Beine. Ich behandelte nach Campell. Mit aufsteigenden Bädern. Und wirklich, nach einer Stunde waren die Beweglichkeit und das Gefühl zurückgekehrt und die Muskulatur ganz weich. Aber was war denn geschehen? Transportiert mit der JU. Erst jetzt sah ich, dass der gemütliche Bayer über und über mit kleinen und grossen hie und da confluierenden roten, blauroten und violetten Flecken bedeckt war. Merkwürdige Cyanose im Gesicht. Beidseitig lineare Conjunctivitis. Kein Zweifel, ein echtes Fleckfieber. Seine ausgesprochene Euphorie bestärkte mich und meine

Vermutung. Und erst sein stossweises Atmen. Der Internist bestätigte die Diagnose: Selten schönes, klassisches Fleckfieber.

Bei Moser müssen wir heute den rechten Oberarm amputieren. Vor 14 Tagen wurde die Arterie brachialis unterbunden. Und jetzt eine feuchte Gangrän der Finger und des Vorderarmes. Das ist die erste Brachialisligatur, die schief geht. Pathologisch anatomisch finden wir zwischen den Beuger- und Strecksehnen am Vorderarm ausgedehnte Abszesse. Fibrinös-seröses Exsudat im Ellenbogengelenk.

Mohr ist heute gestorben. Trotz allen Transfusionen und Kreislaufmitteln. Und andere gingen ihm voran. Der Tod ist unser bester Freund. Wie verlor er in den vergangenen Wochen vollends seinen Schrecken. Wie er die armen, geplagten Menschen und Soldaten mit zermarterten Gesichtszügen und weitaufgerissenen Augen und fliegenden Herzen ruhig in seine friedlichen, sanften Arme nahm, und mit ein paar mütterlichen Worten des Arztes schlummerten sie ein und wurden langsam blasser und blasser und friedlicher. Und schlaffer und schlaffer, und es sanken die Hände, die still gefalteten. Wofür sie wohl gekämpft und gerungen haben, um doch nur sterben zu können? Diese Hände, schmal, mit dem Dreck aus Erdlöchern von St. noch unter den Nagelrändern. Ja, es waren Trauerränder. — Für all die vielen andern Opfer. Alle, alle starben für ein Ideal. Frau oder Kind! Vater oder Mutter! Führer oder Deutschland! Sie kämpften und starben. Sie haben den Frieden, den ewigen Frieden verdient. Nach diesen unruhigen, unaufhörlich kämpferischen vergangenen Jahren und Monaten.

Andere Menschen kehren dereinst heim aus dem Osten. Menschen, die den Tod gesehen haben. Menschen, die lebten, um zu sterben. Und doch erst zu leben begonnen haben. — Ich denke an Dr. St.: Als damals der russische Panzer 10 Meter vor ihm auftauchte. Unausweichlich verloren. Seine Maschinengewehre richteten sich auf die paar Soldaten. Nach seiner Mutter schrie er. Er liess sich einfach zur Erde fallen. Und in diesem Augenblick ein Volltreffer der eigenen Pak und erledigte das marschierende Ungeheuer. Der Russe brannte lichterloh und St. betete und dankte fürs neue Leben. Unermüdlich setzt er sich für seine Verwundeten ein. Seine Frau, Aerztin in Essen und fast jede Nacht im Luftschutzkeller, ermuntert ihn mit rührenden Briefen. Trotz der eigenen Not. Arbeitet unter ständiger Luftgefahr. Das Spital schon mehrmals getroffen. Einmal ein richtiger Volltreffer? Auch dieser Gedanke kann nicht entmutigen.



27. I. 1943. Immer rollen die Autos, Geschütze, Panzer, westwärts. Es sollen die Truppen aus dem Kaukasus sein. Geordneter Rückzug. Ein Stabsarzt aus dem Kaukasus erzählt von diesen Rückzugsstrassen. Auf Hunderte von Kilometern ein einziger Autofriedhof. Umgestürzte Autos. Demontierte Wagen. Wegen Defekten liegen geblieben. Und jeder, der irgend einen Ersatzteil braucht, sucht sich das Passende aus den Autoleichen. «Ausschlachten» nennt das die deutsche Frontsprache. Die vielen Modelle der deutschen Armeewagen seien ein grosser Nachteil. Nachschubschwierigkeiten von Ersatzteilen. Die Russen kennen nur einen Wagen. Den Ford. In verschiedenen Grössen. Aus den kaputten Wagen lassen sich immer wieder fahrbare Autos zusammenstellen.

Stationsärzte haben eine Besprechung mit dem Chef des Lazarettes. Die Streckverbände müssen gegipst und transportbereit gemacht werden. Die Kantinenreserven werden in den nächsten Tagen ausgegeben. Gestern Nacht waren zum erstenmal russische Flieger da, seit Monaten. Und bombardierten ganz energisch. Wir hörten deutlich die Einschläge und die dazwischen brummenden Flaks. Man hat uns darauf vorbereitet, nachdem am Tag zuvor die russischen Aufklärer da waren. Die Heeresberichte werden ernster. Man spricht von den Helden von Stalingrad. Wir mussten spät nachts die Verwundeten aus dem Kessel registrieren, gesondert nach Transportfähigen. Und gleich ihren seelischen und körperlichen Zustand charakterisieren. Seit Tagen sind keine Abtransportmöglichkeiten aus dem Kessel. Die Flugplätze wurden von den Russen eingenommen. Wir liquidieren unsere Extensionsabteilung. Wir müssen mehrere gleich amputieren, statt eingipsen.

29. I. 43. Marinestabsarzt G. ist genau das Gegenteil von seinem Vorgänger. Pünktlich exakt, freudig und immer guter Laune. Wir passen prächtig zusammen. Und gehen so ab und zu nach dem Mittagessen in die Stadt spazieren. «Meine Herren, ist das eine Schweinerei.» Wie sagte er es täglich. In einer Woche hätte er hier in St. mehr erlebt, als im Marinelazarett H. in einem halben Jahre. Er erzählt uns von seiner Frau, auch Aerztin, und seinen drei Buben. Er ist mit kurzen Unterbrüchen von Anfang an dabei. Ein energischer Betrieb herrscht auf der Station. Und gleich zu Anfang erleben wir einen Todesfall nach dem andern. Alles verschleppte Fälle von E.; immer nur verbunden. Auf mein Drängen ab und zu eine Bluttransfusion. Zu wenig und gar falsch incidiert, wie oft habe ich darauf aufmerksam gemacht, aber vergeblich. Schultern von oben drainiert.

Und die Folgen? Denke an H.! Empyem des Schultergelenkes. Wir schwimmen in den letzten Tagen im Blut und Eiter. Jeder wird vorgenommen. Wir brauchen an einem Tag 20 Flaschen Aether.

Der junge Leutnant, protestantischer Pastor, mit der furchterlichen Gesässverletzung, der vier Tage auf dem Bahntransport einfach in einem grossen, umgeschlagenen Leinentuch liegen blieb, ist gestorben. Trotz Bluttransfusion und Kreislaufmitteln. Trotzdem wir ihn an den Cristae iliacae elegant an zwei übers Bett laufenden Galgen aufhängen. An einem — Kreislaufkollaps!

Auf Anraten von Professor L. werden die Oberschenkelbrüche nicht mehr auf Braunsche Schienen gelagert. Sondern auf Bretter, die mit Decken gepolstert sind, flach extendiert. Um die unheimlichen verderbenbringenden Röhrenabscesse einigermaßen zu verhindern. Sobald eine relative Ruhe im Herde eingetreten ist und die Fieber heruntergegangen sind, wird gegipst. Ja, Professor L. ist aus dem Urlaub zurück. Er ist in einem B. V. Z. nach St. gefahren, um auch diese Romantik des Dreckes selbst kennen zu lernen.

Am Abend werden von Dr. Z. Prospekte von der Schweiz verteilt. Oh, glückliche Schweiz! Marinestabsarzt G. erzählte von den Verletzungen an der Kanalküste, die primär genagelt werden. Nie Eiterungen. Er ist erschüttert von diesem Elend hier im Osten, von den furchterlichen Infektionen.

1. II. 1943. Ein herrlicher Tag. Warm und vorfrühlingshaft. Gestern Abend empfing uns Generalstabsarzt K.; er kam aus R. . . und gehört zur Heeresgruppe Don. Unterdessen donnerten die russischen Flieger über uns. Irgendwo hämmerten leichte und schwere Flaks. Das Kasino zitterte. Truppen und Wagen ziehen westwärts, und in der Gegenrichtung rollen ununterbrochen frische Einheiten zum Einsatz am D. Dort hält neuerdings die Front. Gestern Abend Hock auf der Station mit dem Marinestabsarzt. Er erzählte vom Leben in Frankreich.

Meier musste heute wegen einer Nachblutung amputiert werden in der Schenkelhalsfractur. Wir ligierten vor der Amputation erst die Femoralis. Sechs Stunden später alle Anzeichen eines Gasbrandes. L. wurde geholt. Er bestätigte die Diagnose und bemerkte, dass es gar kein seltenes Ereignis sei. Durch die Operation wurde die schlummernde Infektion zum Ausbruch gebracht. In tiefer Narkose 150 ccm konz. Gasbrandserum i. v. und 100 ccm i. m. Und trotzdem, das Leben konnte nicht gerettet werden. Die Prognose der hohen Oberschenkel-

amputation ist sowieso schlecht. Und wieder eine Kapselphlegmone des Kniegelenkes. Path. anatomisch riesiges, entzündliches Oedem im pericapsulären Gewebe. Es war ein 20jähriger, flotter Bursche der S. S.-Division W. Sein Zugführer, der Schweizer Morgenthaler, ein glänzender Skifahrer und Nahkämpfer. Das ganze Bataillon hätte von ihm den Schweizer Nahkampf gelernt. Wie die meisten Schweizer Freiwilligen, sei auch er schwer verwundet worden; 80 Prozent der Division seien bei den harten Kämpfen im Kaukasus gefallen, verwundet oder gefangen worden.

3. II. 1943. Die grosse Gesässblutung konnte nach aufregenden Viertelstunden gestillt, die Arterie *glutaea sup.* unterbunden werden. Es blieb nichts anderes übrig, als dem jungen Burschen ausgiebig sein Gesäss zu zerlegen. Und wieder kommen schwere Oberarmschussbrüche mit schweren Zertrümmerungen der Knochen und mit verletzten Gefässen. Ohne Umschnürung, nur Druckverband und Velpeau!

Der kleine, schwarze, schöne Ungar mit dem Aneurysma der Femoralis und schwerer Zertrümmerung des Oberschenkels ist gestorben. Die Unterbindung der *Art. iliaca ext.* mit nachfolgender Amputation, wie Prof. geraten hatte, rettete das Leben nicht. Gestorben an einem postoperativen Gasbrand! Wir sind erschüttert. Ob es vielleicht doch an unserer Unsterilität liegen mag?

6. II. 1943. Schon wieder Gasbrand. Nach einer Resection des Humeruskopfes. Feldweibel der Fallschirmjäger. Sechsmal verwundet. Bei Kreta, Narwik, auf der Krim war er dabei.

Eine grenzenlose Erbitterung gegenüber diesem harten Schicksal packt uns. Professor L. trinkt mit uns einen guten Kaffee und tröstet. Das sei so in der Kriegschirurgie. Ununterbrochen rollt immer noch die Kolonne westwärts. Zerbeulte, arg mitgenommene Fahrzeuge. Spuren des Krieges sind deutlich genug sichtbar. Die Hauptsache, sie rollen rückwärts in die Etappe zur Erholung. Oder gar gleich zu neuem Einsatz?

S. von den Russen genommen. G. bedroht. Wir arbeiten ruhig weiter als vorderstes Kriegslazarett. Es ist aber bedeutend ruhiger geworden. Wir fühlen uns gar nicht wohl ohne das stete Kommen und Gehen von Verwundeten, das tägliche aufregende Geschehen. Die Verwundeten würden an weiter rückwärts liegende Kriegslazarette gebracht. Der kleine Stabsarzt und Kommandant eines Feldlazarettes erzählte uns gestern vom Westfeldzug, als Truppenarzt bei einem

Pionierbataillon. Von den Stichworten, wie der Krieg begonnen habe. Lützow! Und alles ging in die Ausgangsstellungen. Hindenburg! Die Panzerdivisionen begannen zu rollen auf die Minute genau. Das Leben in Frankreich sei herrlich gewesen. In den überreichen französischen Dörfern und Städten. Sie wohnten auf Schlössern und in feinen Villen und tranken französischen Wein und liebten die fröhlichen Frauen. Frankreich sei nicht zu Grunde gegangen, weil die Rüstung fehlte. Sie hätten 6000 Panzer aller Grössen erbeutet. Fast so viel wie sie selbst zur Verfügung hatten. Und erst das Sanitätsmaterial. Ausgezeichnet. Eigene motorisierte Bluttransfusionsequipen, ausgerüstet für die Herstellung von Plasmakonserven. Aber der Geist. Die Leute wollten doch gar keinen Krieg. Sie waren satt. Die Deutschen fanden Gefallen trotz allem an der französischen leichten Lebensart.

Mitten in der Nacht musste der kleine Stabsarzt zum Rapport. Es sei ausserordentlich wichtig. «Wir werden noch diese Nacht verladen. Es geht nach Osten.» Die wenigen Worte des Vorgesetzten hätten einen ungeheuren Eindruck auf die Offiziere gemacht. Gibt's den Krieg gegen die Russen? Man fröstelte und packte schleunigst zusammen. Und durchfuhr mit einzelnen kurzen Halten Deutschland und Polen. Am Bug. Man bezog Kantonnements im Dreck. Man baute Stellungen. Und übte immer wieder dasselbe. Uebersetzen. Drüben war unheimliches, unbekanntes, rätselvolles Russland. Wird's Krieg geben?

Bretterwände und Säcke tarnten das gegenüberliegende Ufer. Ueberall hölzerne Beobachtungstürme.

Plötzlich ging's los. Und alles war ganz anders, als damals in Frankreich. Die Stukas hatten keinen moralischen Effekt bei diesen Asiaten. Sie ergaben sich nicht und liessen sich umbringen wie Tiere, oder kämpften tatsächlich bis zum letzten Mann. Weit und breit kein Haus, keine Scheune, keine Unterkunft. Nur Bunker, Drahtverhaue, Gräben. Man legte sich wieder in den Dreck. Der alte Weltkrieg hat wieder begonnen, nach mehr als 20 Jahren. «In diesem Spätherbst sind wir in Moskau. Gegen diese schlechte russische Armee. Trotz der ungeheuren Uebermacht hätte sie beinah gegen die Finnen verloren.» Das war der einzige gute Gedanke. Das andere war Dreck und Elend und Läuse und Grauen. Ein richtiger, schwerer Gegner. Der ständig zurückwich, aus dem Hinterhalt wieder auftauchte und nachts in die Unterkunft auf freiem Feld seine Handgranaten schmiss. Der andere Krieg begann. Der Krieg ohne Ruhe und Erholung. Der

Krieg mit Bart und ungewaschener Haut, der Krieg mit zerbeulten und steckengebliebenen Autos. Der Krieg mit den unheimlich vielen Opfern.

«Glaubten sie auch damals, dass der Krieg gegen die Russen in wenigen Monaten beendet sein würde?»

Nein. Wir Offiziere sahen einen längeren Krieg voraus.

9. II. 1943. Spät abends. Eben kam ich heim von einem schweren, ununterbrochenen Tagewerk, amputieren wegen Gasbrand. Gipsen. Bluttransfusionen. Draussen böllert die Flak. Auf den Strassen rollen ununterbrochen schwere Mörser, motorisierte Artillerie, Panzer und Panzerspähwagen, Kübelwagen, Lastwagen, Autocars mit Schwestern. In der Luft brummen die langsamen russischen Bomber. Einige Nachtjäger ziehen ihre leuchtenden Bahnen. In der Ferne die Detonationen von fallenden Bomben. Auf Flugplätze. Auf Bahnhöfe. Die Russen treffen gar nicht schlecht. Mit Mann und Ross und Wagen. Eben erzählt Hptm. Howald, dass das Lazarett zusammenpacken wird. Hinter den D. . zurück. Er raucht seinen ordinären Stumpen und steht in unserer warmen Stube. Eine eigenartige Stimmung hat uns ergriffen. Wir sehen nicht viel vom unmittelbaren Kriegsgeschehen. Aber wir spüren es. Das herankommende Ungeheuer. Wie die nachlässig gewordenen russischen Schwestern auf der Station. Sie strecken ihre Köpfe zusammen und tuscheln aufgeregt. Ein B. V. Z. vor D. in die Luft geflogen. Wie viele unserer mitfahrenden Verwundeten mögen wohl umgekommen sein? So ist der russische Krieg. Nencky und ich hummeln gegen Mitternacht nochmals auf der grossen, holperigen Heeresstrasse auf und ab. Wir staunen über die ununterbrochen rückwärtsrollenden Armeen.

Stumm. — Ohne Fahne. — Ohne Fanfare. — Ohne Gesang!

Auf den Panzern hocken und kleben die Schützen eingemummt in Pelze und Ueberzüge und Mützen, wie die leibhaftigen Kaukasier. Immer dieselben weissgestrichenen, zerbeulten, schmutzigen Fahrzeuge. Droben beim italienischen Lazarett hocken die Rumänen mit ihren kleinen, ausgemergelten, struppigen Pferdchen. Um die kleinen mit Blachen bespannten Zigeunerwagen. Mit hohen Pelzmützen und braunen Uniformen und schlechten Schuhen und enggewickelten Wadenbinden. In der Nähe brennt immer noch eine grosse Scheune und qualmt und ächzt. Wir versuchen im Schatten des Lazaretts dem brennenden Gehöft uns zu nähern. Man schiesst. Wir ziehen vor, im Schutz des Gebäudes uns auf und davon zu machen. Gespenstig gucken



ein paar Artillerierohre in die Luft. Einfach hingestellt. Wahllos. Für eine Nacht.

10. II. 1943. Heute morgen kämmten und rasierten wir uns in aller Ruhe. Heute hatten wir eine halbe Stunde mehr Zeit. Ich musste nicht wegen Zeitmangel das Morgenessen supponieren. Heute wollten wir nicht punkt 0800 beginnen. Erst das Ergebnis des Rapportes vom Chef abwarten.

Einpacken. — Also doch. In den nächsten Tagen beginnt der Rückmarsch. Ans Schwarze Meer. Inoffiziell werden die Laderäume genannt. Statt der benötigten 35 Wagen erhält das Lazarett 15 Wagen.

Im Kasino herrscht ausgelassene Stimmung. Wir müssen noch mehrere hundert Liter Wein trinken. Frisch angekommen. Die guten französischen Likörs werden verkauft. Als stiller und tröstender Reiseproviant.

Drunten in der Aufnahme liegen Berge von Postsäcken für die Stalingrader. Morgen werden sie den Verwundeten verteilt.

Schweres Bombardement des Flugplatzes St. West. 40 Maschinen am Boden zerstört. Die Verwundeten erzählten davon. Der Bruder einer Schwester von der Station Lübke, seit Beginn des Krieges dabei, hätte in den nächsten Tagen seine Schwester im Lazarett besuchen können, Flugzeugführer, wird in schwer verletztem Zustand eingeliefert. Erschütternd. Dieses Wiedersehen. Bruder und Schwester. Im gleichen Lazarett. Pflegerin und Verwundeter.

Wir gehen am Mittag spazieren, Gombert und ich. Wir wollen doch diese Stadt noch besser kennen lernen, wenn wir schon so bald fortziehen müssen. Herrlicher, knirschender Schnee, und Sonne. Wir laufen auf der Linie eins. Am Himmel hängen ein paar russische Flieger. Wie wild schiessen die Flaks weisse Wölkchen in die Luft.

Wir bummeln auf der Linie 1, vorbei an der Frontleitstelle. Eben kehrt ein ungeheurer Raupenschlepper vor dem Gebäude. Soldaten in dicken Winteruniformen mit umgehängten Maschinenpistolen klettern auf die Sitze. Das grosse Kasino mit den bunten roten, grünen und gelben Glasfenstern ist mit Verwundeten gefüllt.

Auf den Strassen hastiges Hin und Her von Soldaten, Motorwagen, Zivilisten. Ueberall parkende, schwer bepackte Kolonnen. Wir gehen hinunter zu den Stalinwerken. Vorbei an den ungeheuren, grossen Montagehallen, zerstört, wild durcheinandergewürfelt, die Streben und Balken und Dampfrohre. Keine Maschine, kein Treibriemen, nichts ist mehr da, alles wegtransportiert.

Russen beladen deutsche Güterwagen mit Schrott. Wir staunen. Dieses ungeheure, zielsichere, raffinierte Zerstörungswerk. Ich denke an Sascha, unsere schwarze russische Schwester, die Frau eines Kommissars. 50,000—60,000 Arbeiter haben hier gearbeitet und eine ganze Organisation für sich war nur dazu da, den möglichen Abtransport zielsicher vorzubereiten. Die Arbeiter zogen gleich mit und bauten hinter dem Ural die Fabrik in kurzer Zeit wieder auf.

Wir gehen heim und kommen an die kleine Steigung ausserhalb der Stadt. Wagen um Wagen versucht hinauf zu kommen, bleibt stecken, gleitet zurück in den Graben. Stunden vergehen, bis sie wieder herauskommen. Die schweren Schlepper sind nicht mehr zur Stelle. Unten liegen bereits mehrere ausgeschlachtete schwere Lastwagen. Immer noch rollen sie an uns vorbei. Mit ernsten, matten, unrasierten Gesichtern, die Besatzungen. Zerbrochene Windschutzscheiben, zerschlagene Karrosserien, aber sie fahren wenigstens.

Wir fahren auch bald.

Die Verwundeten sind voller Unruhe. «Kommen wir noch weg, bevor die Russen hier sind?» Sie möchten doch nicht den Russen in die Hände fallen.

«Aber die Schweizer sind da, und so lange kann's nicht fehlen, wie würde unser Oberkommando es zulassen. Unterdessen haben wir Schweizer und auch alle Deutschen ihre persönlichen Sachen systematisch eingepackt. Das russische Personal wurde aufgefordert, sich zu entscheiden, dableiben oder mitkommen. Die meisten wollen dableiben. Eine geheime Angst beschleicht sie trotzdem. Sie wissen wie wir, dass die Russen keinen Spass verstehen, die russischen Soldaten.

Am Markt hatte der Kurs geändert. 10 Mark gelten jetzt einen Rubel. Nicht mehr umgekehrt. Alle Sonderkommandos packen in St. und fahren weg.

14. II. 1943. Erwartungsvoll stapfen wir am frühen Morgen mit den Rucksäcken zum Lazarett. Heute fahren wir. Westwärts. Auf der Station drücken wir unsern lieb gewordenen Mitarbeitern und den Verwundeten die Hände. G. drehte sich noch gemütlich von der einen auf die andere Seite und halb im Schlaf bittet er mich, seine Frau und Kinder in Berlin herzlich zu grüssen. Drunten stehen die Autos. Die Schwestern sind bereits vorausgefahren. Der Chef steht und winkt, lächelt. Wir winken, der Wagen fährt. Knapp bei der Linie 1 wird unser Wagen gestoppt.

Umkehren!

Die Züge sind nicht da. Lange Gesichter. Wir kehren zurück. Zum Lazarett. Die Reise hat vorzeitig ihr Ende gefunden. Wir beigen unser Gepäck in die Aufnahmehalle und gehen wieder zur Arbeit. Mit grossem Hallo werden wir empfangen. Und die Verwundeten sind froh genug, dass die Schweizer wieder da sind. Schwester Magda und Schwester Aenne und ich zogen wieder die Kittel und Schürzen an und machten uns wieder an die Arbeit. Die Sanitätssoldaten packen fieberhaft die grossen Kisten mit Medikamenten und Instrumenten. Droben bei der Apotheke stehen grosse Lastwagen. Die Zahnstation ist bereits abgebrochen. Sie sind ja immer die ersten, wenn's ans Aufhören geht, nur nicht bei den Festen. Unser Lazarett hat Aufnahmesperre. Heute morgen bereits in der Frühe hangen die Russen über der Stadt. Ein paar Flaksalven, aber man kümmert sich nicht mehr darum. Drunten auf dem Platze vor der Aufnahme stehen dicht gedrängt die Sanitätskraftwagen. Unbekümmert ums Bombardement. Wir sollen noch 250 Verwundete aufnehmen. Zwischen den San. K. W. stehen schwere, grosse Lastkraftwagen, direkt von der Front. Wann wurden denn diese Leute verwundet? Diese S. S.-Mannen, in dicken Packpapieren eingelullt, auf dem dürftigen Stroh der Wagen liegend? Vor 3—6 Stunden. Na, sind denn die Russen bereits schon so nahe?

Da liegen sie wieder auf den Gängen und schon hatten wir gehofft, eine fast leere Station ans nachkommende Feldlazarett übergeben zu können. Das Vorkommando der anrückenden Mannschaft ist bereits da. 10, 20, 30 unversorgte Verwundete stöhnen und ächzen. Und wir haben kein Sanitätsmaterial. Alles eingepackt. Wir schicken die Sanis in die Apotheke, um die Instrumente und Medikamente wieder holen zu lassen. Und wieder die altgewohnte Beschäftigung. Shock. Pulslos liegen mehrere da, selbst mit kleinen, geringfügigen Verletzungen. Ich sehe den einfachen I. G., Handdurchschuss, vor mir, und trotzdem ein ganz schwerer Shockzustand. Bewusstlos. Blass. Wir versuchen mit Coramin. Wenn aber ein Blutverlust zu diesem akut bedrohlichen Zustand geführt hätte? Wir finden keinen Anhaltspunkt dafür.

Ein anderer, blasser Kerl, jung, liegt in einer ganzen Blutlache. Pulslos. Zerfetzter Oberschenkel. Ohne Narkose revidieren wir die ausgedehnten Wunden. Versuchen die Vene am Arm freizulegen. Es gelingt nicht. Das Herz schlägt kaum noch. Wir spritzen intracardial 0,5 Coffein und Suprarenin. Der Blutspender ist bereits da. Die intracardiale Injektion hilft, wie schon oft. Der periphere Puls ist wieder da, wenn auch noch schwach, wir können mit der Bluttransfusion

beginnen. Und ich denke gern und oft zurück an die segenspendende, direkt zum Leben erweckende Wirkung der intracardialen Injektion. Einmal aber hatte sie restlos versagt. Damals beim Zwischenfall mit der Bluttransfusion: Ich denke heute noch mit Schrecken daran. Ein junger Sanitätssoldat musste im Feldlazarett von A. wegen Gasbrand am rechten Oberschenkel amputiert werden. Bluttransfusion und Serumbehandlung liessen alles gut gehen. Man musste am vierten Tag nach der Operation die ganze Lazarettbasis Hals über Kopf räumen, die Russen waren auch gar nahe. Er wurde in eine Sanitäts-JU gesteckt und hieher nach St. gebracht. Die Wundverhältnisse sahen gut aus. Der grosse vordere Hautlappen war gut durchblutet und zur besseren Aufklappung der grossen Wunde war er nach oben an die Bauchwand genäht. Er kam blass und im leichten Kollapszustand auf die Station. Sofortige subcutane Infusion und Herz- und Kreislauf-Mittel. Am andern Tag hatte er sich ganz gut erholt. Wir wollten zur rascheren Besserung noch eine Transfusion anschliessen. Und bestellten seiner Blutgruppe entsprechend einen Nuller aus dem Hauptgeschäftszimmer. Das Opfer wurde heraufgebracht von einem der Schreiberseelen. Und sagte, er hätte die Erkennungsmarke und das Soldbuch nachgeschaut. Es sei ein Nuller. Wir machten schon lange nicht mehr die Verträglichkeitsprobe, um Zeit zu sparen, sondern begannen sofort die direkte Transfusion mit dem Braunschen Apparat. Wir gewöhnten uns, nach den ersten 10 ccm eine Pause einzuschalten, um uns zu vergewissern, ob irgendwelche Störungen, vor allem Kreuzschmerzen oder Beklemmungsgefühle, auftreten. Wir hatten bereits mehrere Male es erlebt, dass diese Symptome auftraten. Und haben jedesmal sofort die Transfusion abgebrochen und nochmals die Gruppe bestimmt. Und tatsächlich. Sie stimmte nicht. Unser bleicher Sanitätssoldat spürte nichts, weder nach der ersten, noch nach der zweiten und dritten Spritze. Plötzlich, es mag die fünfte gewesen sein, atmet er plötzlich sehr tief und ringt nach Luft. Und mit grosser Angst stösst er hervor: «Ich kriege plötzlich keine Luft mehr». Und wird ganz leichenblass. Stöhnend wälzt er sich auf seinem Strohsack. Wir brechen sofort ab und blitzschnell durchzuckt mich der Gedanke: Wenn dies nun die beschriebene Spätreaktion wäre? Ich lasse mir Coramin bringen. Das Herz setzt plötzlich aus und beginnt neuerdings rasch, unregelmässig. Er lässt die Arme sinken und reagiert kaum. Er atmet unregelmässig, setzt plötzlich aus. Kommt wieder, ganz tief und aufgeregt. Ich hole Wepf. Er will Coffein intracardial spritzen. Für einige Augenblicke bessert sich der Zustand des Verwun-

deten. Ich stehe erschüttert dabei und wage nicht daran zu glauben. Wenn er sich nicht mehr erholen sollte? Wenn er sogar sterben sollte? Sterben wegen einem kleinen Eingriff, wegen dieser Bluttransfusion? Ich sitze auf seinem Bett. Und habe Zeit während seinen Krämpfen mir das furchtbare Geschehen nochmals durch den Kopf gehen zu lassen. Die Atmung wird langsamer, das Herz unregelmässiger und setzt plötzlich wieder aus, kommt wieder und narrt mich. Zwischen Hoffen und Verzweifeln.

Und steht ganz stille. Tot. —

Ich sagte es damals Professor L. Er versuchte mich zu trösten und meinte, das könne vorkommen. Erstens stimmen die Blutgruppen trotz aller Vorsicht in 5 Prozent nicht, und zweitens war der Kerl durch das Trauma, die Operation und den Transport so geschwächt, dass er mit diesem sonst harmlosen Zwischenfall nicht mehr wie gewöhnlich fertig wurde. Die Section ergab ausser einer ganz ausgesprochenen Anämie aller Organe nicht den geringsten Befund. Ja, später machte ich meistens die Verträglichkeitsprobe mit den beiden Blutstropfen und einem Tropfen Tutofusin.

Die schwer zertrümmerten Oberschenkelschussbrüche werden heute unter dieser schweren sanitätstaktischen Lage nicht mehr aufgehängt und lacendiert, sondern primär am Extensionstisch gegipst, oder gleich amputiert. Leider werden wir kaum vernehmen, wie die Resultate sein werden.

Marinestabsarzt G., mein guter und liebgewordener Kamerad, hat ein Gesuch gestellt und sich anerboden, freiwillig hier zu bleiben und weiter zu arbeiten mit dem kommenden Feldlazarett. Es gefällt ihm gut, viel besser als in H. im Marinelazarett, wohin er gehört und nur in den Osten kommen müsste, um die Verhältnisse kennen zu lernen.

Bis spät in die Nacht feiern wir mit den Sanis Abschied. Wir wissen nur zu gut, dieses wird der letzte gemeinsame Abend sein. Morgens geht es endgültig los, es ist höchste Zeit, dass die Schweizer wegkommen, sonst könnten sie noch in die Gefahrenzone kommen, meinten heute die Aerzte. Nur ungern verlassen wir alle diese uns liebgewordenen Kameraden. Und wir versprechen uns wieder sehen zu wollen, wenn der Krieg mal vorbei sein sollte. An diesem Abend herrscht auf der Station unerklärlicherweise schwärzester Pessimismus. Selbst G. lässt seinen Kopf hängen.

15. II. 1943. 0800 sollen wir fahren. Im Kasino sitzen nochmals alle unsere deutschen Kameraden zusammen. Und frühstücken. Das



«Kesselkommando» machte in den letzten Tagen unter Leitung von Oberarzt Arnold genügend gute Witze. Sie begleiten uns zur Aufnahme. Zwei grosse Autobusse stehen bereit. Im einen wird das Gepäck verstaut. Im andern nehmen die Schwestern und Aerzte Platz. Herzlicher Abschied. Der dienstleitende Sanitätsoffizier, unser alte grosse Freund im Pelz. Oberfeldarzt Springer, der Lazarettchef, die Aerzte, stehen in der Runde, wir drücken uns nochmals die Hände und wünschen einander alles Gute. Die Aerzte werden in den nächsten Tagen nachkommen. Die deutschen Schwestern fahren heute mit der Eisenbahn nach S. Letztes Winken. Die Wagen fahren an, einer hinter dem andern. Heraus aus dem Lazarett. Die rechte Windschutzscheibe ist zerbrochen, das kann kalt werden, wenn noch das Wetter oder der Wind umschlagen sollte. Besorgt blicken wir auf unsere schwer kranke Schwester Casagrande, welche in der Ecke auf dem zweiten Polster hinter dem Fahrer sitzt, fein verpackt in die dicken Pelzmäntel. Durch die uns nicht mehr fremden Strassen St. vorbei an endlosen parkenden und zuladenden Autokolonnen zirkeln wir durch die Innenstadt. Ueberall Aufbruch. Und Abmarsch. Die Russen sollen ja neuerdings nur noch 20 Kilometer von der Stadt entfernt sein und stehen gar halbkreisförmig im Rücken an der Bahnlinie nach D. Unserer wichtigsten Nach- und Rückschub-Basis.

Wir sind alle guter Laune. Nur Hptm. Howald will sich noch nicht ganz dazu durchringen. Er meint, erst ganz jenseits des D. beruhigt sein zu können.

Wir holpern über die Vorortsstrasse durch das leichte Hügelgelände. Es beginnt leicht zu schneien. Die Fahrer sind gut. Wie sie die langsam dahinschleichenden Materialzüge überholen. Wir gewinnen freies Land und Feld. Grosse Anschriften weisen den Weg nach den verschiedenen Himmelsrichtungen und deren grosse Städte und geben gleich die Kilometerzahl an. T. S. Das ist unser Ziel. An den Strassen stehen und sitzen in ihren dicken Winteranzügen einzeln oder in Gruppen die deutschen Soldaten und versuchen mit irgend einem Wagen wieder weiterzukommen. Ein Klirren, die Windschutzscheibe ist vollends in Brüche gegangen. Das kann uns aber nicht im mindesten erschüttern. Hptm. Hauser und Dr. Zimmer und andere handfeste Kerle sitzen in der ersten Linie quasi als Wind- und Schneefänger. Eine nicht gar kleine Korbflasche mit gutem Rotwein muss irgendwo verstaut sein. Und eine Kiste mit etlichen Flaschen Dornkaat und Cognacs. Für die Kälte ist gute Abwehr vorhanden. Dichter fallen die Flocken. Ein steifer West fegt sie durch die zerbrochene Wind-

schuttscheibe. Neben der Strasse trotten einzeln oder in kleinen Gruppen Soldaten. Eingemummt. Auf kleinen Holzschlitten stossen und ziehen sie ihre wenigen Habseligkeiten westwärts. Hinter den D. Wie weit marschieren sie schon? Während den vergangenen Wochen? Ein Bataillon marschiert geschlossen. Mit dem Kommandeur an der Spitze. Ohne Tross und Wagen. Ihre eigenen, wenigen Habseligkeiten stossen die Soldaten vor sich hin. Gebeugt kämpfen sie sich gegen den Sturm westwärts. Nebenher rumpeln und schlittern die schwerbefrachteten Lastwagen. Häufig liegen ausgeschlachtete Autos am Strassenrand. Tote Pferde hangen noch an niedergebrochenen Deichseln. Umgestürzte Fuhrwerke. Ueber die freie Steppe suchen sie alle ihren Weg zurück. Hinter den D. Wieder endlose Kolonnen von Gefangenen. Nur von einigen deutschen Soldaten begleitet. Zwei tragen einen Kameraden auf den Schultern. Andere stossen auf den kleinen improvisierten Holzschlitten Kranke vor sich. Träge schleichen die Kolonnen. Einzelne an einem langen Stecken. Zerlumpt. Mager. Mit Bärten. Unrasiert. Mit einem kleinen Zigarettenstummel zwischen den Zähnen. Wohin? Wie lange? Warum? Nur zu gut wissen sie: Ostwärts, das bedeutet für jeden einzelnen den Tod. Die russischen Truppen bringen ihre Kameraden, welche in Gefangenschaft gerieten, um. Es ist für einen russischen Soldaten unehrenhaft, sich zu ergeben. Nur kämpfen bis zum Tode. Das gilt. Und zur Strafe werden diese Feiglinge kurzerhand erschossen. Kleine Kinder und Erwachsene werfen ihren vorbeiziehenden Landsleuten Lebensmittel und Zigaretten zu.

Stump und ich fahren mit dem zweiten Wagen. Mit dem Gepäck. Und einem lustigen Kölner als Fahrer. Seine Transporteinheit sei seit Wochen immer unterwegs auf Fernfahrten. Bald mit Munition, bald mit Lebensmitteln, bald mit Truppen. Sie gehören zur Transportreserve der Armee. Sein Wagen stammt wie er, aus Köln und gehört, wie auf dem leuchtenden Rot gross geschrieben steht, einem Unternehmen für Ferienreisen. Er ist müde. Und nicht selten nickt er übers Steuerrad. Wir versuchen ihn mit Singen und Dornkaat und schlechten Witzen aufrecht zu erhalten. Von seiner Familie hat er seit vielen Wochen nichts mehr gehört. Vielleicht bei einem der letzten Bombardemente ums Leben gekommen.

Wir kommen zu einer Senke.

Von weitem schon sehen wir die vielen Lastwagen aller Grössen drunten stehen. Gerade, oder schräg an den gegenüberliegenden Hang geklebt. Drum herum stehen die Soldaten und versuchen die Autos

zu stossen. Aber sie gleiten im ausweichenden, aufgeweichten Boden rückwärts und landen wieder drunten in der Ausgangsstellung.

Unser Fahrer kennt diese Scherze. Blitzschnell dreht er ab und kurvt schräg in die Tiefe, nicht auf der ordinären Fahrtrinne, sondern nebenaus durch freie Steppe. Mehrere hundert Meter neben diesem Durcheinander von ganzen und kaputten Wagen gewinnt er Höhe. «Oh diese blinden Anfänger. Draussen auf der Steppe ist der Boden noch hart, hier auf der Strasse bereits aufgeweicht. An solchen Schweinelöchern kann man jetzt im Frühling stunden- oder tagelang oder gar bis zum Frühjahr liegen bleiben, oder gar Bruch machen.» Wir sehen tatsächlich wieder dieses Bild von umgestürzten, bereits ausgeschlachteten Wagen. Nur noch Gerippe. Was die Deutschen übrig lassen, nimmt die russische Zivilbevölkerung. «Autosalon» nannte Hauptmann Hauser dieses Durcheinander. Ich denke daran, dass morgen 200 Autocars mit Verwundeten hier durch müssen. Wir sind froher Laune wegen dem gelungenen Husarenstücklein. Wir überholen viele Kolonnen auf rascher Fahrt. Wieder diese tiefen, schmalen Senken. Irgendwo müssen wir den andern Wagen mit den Schwestern und Aerzten mit Drahtseilen hochziehen, weil er nicht so günstig nebendurch manövierte und glücklich an einem Abhang stecken blieb. Aber mit vereinter Hilfe und mit dem Vorgespann hatten wir den schweren Wagen bald aus der Schmierseife. Wie sie's nennen, die Deutschen, diesen Schlamm. An allen Stiefeln und Schuhen bleibt er hängen. Es dunkelt. Wir sind noch gut 60 Kilometer von S. Der Fahrer möchte anhalten und in irgend einem der kleinen Häuschen übernachten. Es sei streng verboten, während der Nacht durch die Steppe zu fahren. Wegen den Partisanen. Wir aber wollen weiter, in die Stadt. Wir haben Glück. Die meisten Kolonnen beziehen irgendwo Nachtquartier. Wir überholen viele parkende Autos. Wir können schneller fahren. Die Strasse ist frei. Es ist ganz dunkel. Vor uns sehen wir schwach die beiden grossen Schlusslichter des vordern Wagens. Nur ihm nach! Wir plaudern mit den Soldaten von diesem schweren Rückzug. Ruhelos durch dieses Dreckland hin, und wieder zurück. Ich denke ans Gespräch mit dem General auf offener Strasse von heute Nachmittag. Die Begleiter flickten seinen Mercedes. Wir hielten in der Nähe, um unsern andern Wagen, den wir aus den Augen verloren hatten, wieder nachkommen zu lassen. Ich fragte ihn, ob das die Strasse nach S. sei. Na, Strasse ist ein wenig übertrieben, sonst stimmt's. Ich anerkennend ihm einen Stumpfen. Erst musterte er das Prachtsstück und dann mich,

«Sie sind doch nicht etwa einer von der Schweizer Aerztemission? Wie kommen Sie denn hier raus? In diese Schmiere, bei diesem Wetter.» Wir seien beim Dislozieren nach S. «Da kann ich nicht begreifen, dass man die Ausländer diesen verdammten Rückzug querfeldein erleben lässt.» Aber das schadet nichts. Jede Armee hat einmal Rückschläge, schwere Rückschläge. Und das verheimlichen ist unmilitärisch. Der dunkelgraue Wagen mit der zerbrochenen Windschutzscheibe kommt. Wir verabschieden uns und fahren wieder weiter. Wir kommen gut vorwärts. Da, der Wagen macht eine starke Verbeugung, ein Zittern und Gas, wir sind wieder draussen aus dem immerhin ca. 1,5 Meter tiefen und 4 Meter breiten Wassergraben. Die Brücke nebenan sehen wir noch durch unser Hinterfenster. Der Fahrer grinst und meint, das wäre nun schon ein kleines Meisterstücklein. Uns war's nicht so ganz wohl zu Mute. Wir halten und besichtigen den Schaden. Ein guter Mercedes überholt uns und hält an. Der Major fragt uns, ob wir verletzt seien. «Menschenkinder, aber ich sah schwarz.» — Wir lachen aufrichtig und fahren wieder weiter und singen und rauchen und trinken ab und zu ein bisschen von dem guten Dornkaat. Es ist 1900 vorbei, wie wir in S. einfahren. Eine ganz andere Stadt. Grosse Bauten, die nicht von gestern oder heute sind. Alt, ehrwürdig! Hauptstadt der Kosaken. Hier hauste Marschall Budjenny und bildete seine Reitertruppen. Seit einer Woche residiert hier Generalfeldmarschall M. Nachdem auch er und sein Stab St. räumten. Die Wagen der Stäbe flitzen an uns vorbei. Der Mond geht auf. Das Wetter bessert sich. Wir spazieren und versuchen unsere steifen Knochen aufzutauen. Nach langem Suchen haben wir die Befehlsstelle des dienstleitenden Sanitätsoffiziers gefunden. Wir müssen weiter nach N. Zu unserer Unterkunft. Entlang den Tramgeleisen. Wir nahmen das Wort etwas gar zu wörtlich und landen bei den Tramschuppen. In einer engen Sackgasse. Nach hinten hinaus. Ein Zaun bricht ein. Was schadets. Kaum 200 Meter linkerhand läuft die gross gepflästerte Strasse. Ein schmales, kleines Holzbrücklein. Richtig. Schon liegt der grosse Wagen mit dem Gepäck und seinem rechten Vorderrad drin. Und hat sich dabei noch die Benzinleitung unten am Bauch abgedrückt. Und der zweite Wagen liegt auf einem ganz kleinen Hügel auch mit seinem Bauch auf und kann nicht helfen. Wir schleppen Balken und Bretter herbei und winden das Rad hoch. Nach knapp drei Stunden waren die Wagen wieder flott, mit schmutzigen Fingern und guter Laune verstopft der Kölner seine geborstene Benzinleitung. Die Fahrt kann weitergehen, noch ca. 8 Kilometer. Bei

Vollmond finden wir rasch N. Wir laden die müden Schwestern aus, beim Ortslazarett, wir fahren weiter. Ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe, des D.-Ufers, steht unsere Herberge, das Kriegslazarett, wunderschön wie ein Märchen in diesem Mondschein. Ein gutes Nachtessen und ein redegewandter Quartiermeister empfangen uns. Glücklicherweise und müde vergraben wir die Knochen gegen drei Uhr morgens in die Schlafsäcke und strecken uns auf die Olympiabetten. Alles blitzsauber.

16. II. 1943. Wir douchen und wohlig lassen wir das heisse Wasser niederspritzen. Beim respektablen Gabelfrühstück mit Wurst und Brot und Butter im heimeligen Offizierskasino begrüsst uns der Lazarettkommandant. Ein Couleurbruder von Hptm. Hauser. Er zeigt das Lazarett mit allem Drum und Dran. Chef von 2800 Menschen. Knapp 300 Kilometer von der Front entfernt, tiefster Friede. Etappe. Fast wie zu Hause. Oder gar mehr. Nicht einmal von feindlichen Fliegern werden sie hier belästigt. Wieder ein Beispiel deutscher gründlicher Organisation. Unmittelbar neben der Aufnahme Entlausungsanstalt. Douchen. Pijamas! Dann ins Bett. Drunten im breiten Tal schlängelt und blaut träge der unendliche D. Mit flachen Ufern. Drüben eine grosse Insel. Am Horizont eine riesige, mehrere hundert Meter lange Eisenbahnbrücke. Gesprengt. Daneben die ungeheuren vierteiligen Hochspannungsmasten des D.-Kraftwerkes. Grösstes Werk der Welt. Das Lazarett war früher ein modernes Erholungsheim. Mit breiten Fenstern. Mit einem von den Russen gebauten, sehr grossen Luftschutzkeller. Wir besuchen die einzelnen Stationen. Mehrere hundert Erfrierungen. Alle mit  $\frac{1}{4}$  % Novocain 150—200 ccm mehrmals am proximalen Gliedende umspritzt. Die Demarkation soll um 50 % distaler sein: vor allem aber haben die Verwundeten und Erfrorenen keine Schmerzen mehr. Die Extremitäten sind eingepackt in Körbe, die man mit Kramerschienen zurecht montiert und mit Gazeschleier überspannt. So ist eine lufttrockene Behandlung ermöglicht. Mit Dermatolpuder. Herrlich eingerichteter Operationssaal. Die Verwundungen hier sind bei weitem nicht so ernst und schwer wie in St. In der Umgebung des Lazaretts stehen die Häuser fürs russische Personal. Mit ihren ganzen Familien hausen sie da und arbeiten mit Frauen und Mannen fürs Lazarett. Eine Siedlung. Die Kinder haben da eine Aufseherin und besuchen die Schule. Musterbetrieb. Der Chef ist darauf aber nicht wenig stolz. Wir gehen am Nachmittag in die Stadt N. Gestern Nacht erschien sie uns wie ein Märchen. In der klaren Nacht. Gespenstige modernste Häuser. Flachdachig, lange Häu-



serreihen, amerikanisch. Breite, breite Strassen, in der Mitte eine schnurgerade Allee, beidseits Fahrbahnen. Aber am Tage sieht das Märchen uns ganz nüchtern und kahl an. Die Häuser meist nur Rohbau, ohne Verputz, keine Fensterscheiben, keine Dächer. Gähnende Löcher in den Häuserfronten. Wir spazieren zum Elektrizitätswerk. Dichte Flaksperre. Grosse und kleine Rohre stochern in die Luft. Improvisierte Unterstände, Erdwälle. Wir spazieren an der warmen Sonne. Ueber das Eis. In sanftem Halbrund zieht sich die ungeheure Staumauerkrone von Ufer zu Ufer. Bereits ist das 700 Meter lange gähnende Loch wieder zugemauert. Gleich eine darüberfahrende russische Artillerieabteilung wurde beim Rückzug mit in die Luft gesprengt. Am 1. I. 1943 war die Mauer wieder aufgebaut. Das ganze D. erhält von hier seine Kraft. Wir staunen und langsam sinkt im Westen die goldrote Sonne in die unendliche Steppe. Und fahren polternd mit dem Wagen über die Mauerkrone zurück und denken daran, wie wenig wir im Grunde die Russen kennen. Und ihre Leistungen. Selbst mit ihren Intouristreisen blufften sie die ganze Welt. Sie zeigten nur, was sie wollten und bauten dazu ganze Städte und Industrieanlagen auf. Ganz zu schweigen von der herrlichen Betonstrasse, die extra von Kiew bis hierher gebaut wurde.

Und erst der Finnenkrieg. Es war ein Bluff. Um ihre eigene Stärke zu verheimlichen opferten sie damals mehr als 500,000 Mann und führten selbst die verbündeten Deutschen hinters Licht. Mehrere Russen bestätigten mir, dass der Krieg mit Finnland nur Propaganda, negative Propaganda fürs Ausland war. Ich denke an Lydia, die Frau des Kommissars, an den russischen verwundeten Offizier. An Oberfeldarzt L. Nur deshalb hätten die Führung und die eigene Truppe geglaubt, vor dem Winter in Moskau zu sein. Heute unterhielten wir uns mit dem S. S.-Fahrer. Nie ein böses Wort, nie ein Fluch. Auf der ganzen Fahrt. Ein vernünftiger, ruhiger Mann. Nur fröhliche oder sarkastische Witze. Auch in den kniffligsten Situationen nicht kritisieren. Auch jetzt nicht. Trotz diesem Rückzug. — Auch das müssen wir lernen. Wir Schweizer, wir Soldaten. Viel mehr und viel besser ohne mit der Wimper zu zucken unsere Pflicht erfüllen, ohne sich aufzuregen über den fehlenden Spatz. Der deutsche Soldat ist immer noch das Vorbild von soldatischer Auffassung.

17. II. 1943. Heute morgen besuchten wir in der Nähe des Lazarettes eine renovierte, wieder eröffnete, byzantinische Kirche. Ikone hängen an den Wänden. Reich bestickte, schwere Brokatmessgewänder. Ueber die auffrierenden Felder, vorbei an den kleinen Hütten,

laufen wir an der wärmenden Sonne. Gucken da und dort in die tiefen Ziehbrunnenschächte. Ab und zu ein Granattrichter. Auch hier ging der Krieg vorbei. Strahlender Himmel. Der Frühling kommt. Dichte Möwenschwärme fliegen vom Süden den D. hinauf. Fast vier Wochen früher als letztes Jahr. Frieden. Etappe. In N. gibt's ein grosses Wehrmachtsstadion. Kinos. Schwimmbad. Und vor allem wieder Gemüse. In grossen Mengen. Und Äpfel. Heute landete der Führer mit einer viermotorigen Kondor auf dem Flugfeld von S., mit starkem Jägerschutz. Grosse Dinge müssen im Gange sein. Der Gegenstoss?

Wenn wir unsere Arbeit von St. mit den hier gestellten Aufgaben vergleichen, so müssen wir dankbar anerkennen, dass man uns am Brennpunkt des medizinischen Erlebens eingesetzt hat. Hier sieht man längst anbehandelte und nicht die schweren Verletzungen. Heute konnten wir mit dem Flugzeug unsere Grüsse nach Hause schicken, damit man sich nicht sorgt, um uns Feriengäste am D. Ab und zu werden hier im Lazarett Kniegelenke reseziert. Vor allem die Spätkapselphlegmonen. Nach 48 Stunden werden die Streifen entfernt. Nach 14 Tagen gestellt. Auf eine ganz raffinierte Art und Weise. Ohne den bestehenden Beckengips zu entfernen. Am Unter- und Oberschenkel bis knapp zum Knie circulärer Gips. Uebers Knie mehrere Gipsbrücken ringsum. Man weicht die Gipsbrücken auf und staucht das Bein zusammen und lässt in der richtigen Stellung die Longuetten übers Knie verstärken. Dadurch fällt das ganze Trauma wie das Abreissen und Neuanlagen eines Beckengipses weg. In einer Viertelstunde ist das Knie gestellt.

19. II. 1943. Vuilleumier weckt mich um 0530. Am Horizont, dort wo der breite D. in der unendlichen Steppe sich verliert, steigt blutigrot die Sonne aus dem Nichts. Zuerst nur Schimmer und vergoldeter Cumulus. Höher und höher. Verzaubert im Gegenlicht steht drüben auf dem kleinen Hügel die byzantinische Kirche inmitten der primitiven Russenhütten. Schwere, graue Wolken ziehen auf und decken und schieben sich mehr und mehr vor die verblassende Sonne. Es beginnt zu schneien. Ganz unmerklich. Immer mehr. Schwester Andrea und Dr. Zimmer fahren heute mit einer JU nach Deutschland. Gestern Abend flogen neue deutsche Riesenflugzeuge, die Me 323, über unser Lazarett. Und erregten grosses Staunen. Die gewöhnliche JU 52 kann sich gleich unter einer Tragfläche verstecken, wie ein Kücken bei seiner Mutter. Der Rumpf ist zweistöckig. Befördert 12 Tonnen und zusätzlich 40 Mann. — Gestern

Abend sassen wir bis tief in die Nacht beisammen. Oberfeldarzt L., der Kommandant der A. S. A. der G. Q. Süd, ein aktiver Artilleriemajor, wir Handvoll Schweizer. Die beiden hatten sich mit Autos und Kohlenwagen bis hieher aus dem Urlaub durchgerungen. Sie wollen ja zu ihren Einheiten. Lichti trafen wir bereits einmal in St. In jener denkwürdigen Silvesternacht. Wir sprachen vom Krieg. Vuilleumier schildert acht Soldaten aus dem Kessel. Mit der Ruhr. Mitten in der Nacht. Sie winden sich auf den Bahren. Nackt. Eine Russin wäscht die armen Kerle. Kein Wort der Klage oder Widerrede. Stille Helden, von denen niemand spricht. Wir alle haben Achtung vor diesem echten Soldatentum. Eindrucksvoll, wie Lichti uns die französische Niederlage darstellt. Nicht als militärische Niederlage und Versagen der Soldaten. Auch nicht Versagen der Ausrüstung. Sie hatten mehr als 6000 gute Panzerkampfwagen. Aber nicht an der Front. Glänzend ausgerüstete, motorisierte Bluttransfusionsequipen. Mit allen Schikanen. Mit Vorrichtungen, um Blutkonserven herzustellen. Auch nicht eingesetzt. Niederlage des französischen Geistes. Des Satt-Seins. Des Alt-Seins. Der Korruption. Bei Offizieren und Mannschaften. —

Und dieser geheimnisvolle Krieg im Osten? Der Major erzählt uns, wie die Russen mit Lautsprechern den Kommandeuren deutscher Regimenter zum Geburtstag gratuliert hätten. Oder die neu antretende Division begrüßten, mit Nummer, Herkunft, und Offiziere, zum Teil mit Namen und Wohnort, aufmunterten, recht tapfer zu sein. Die abgehende Division verabschiedeten. — Sie hätten leider vom Feind zu wenig gelernt. Von einem so guten und glänzend ausgerüsteten Feind, der den Vorteil des eigenen Geländes besitze und seine ganze Ausrüstung und Truppenführung diesem Gelände angepasst hat. Zu wenig gelernt, weil sie ihre Kriegskunst für unübertrefflich gehalten hätten. —

Die russischen Panzer seien hervorargend. Und er bestätigt, was Hptm. H. damals in St. sagte. Sie würden nicht mehr ausgebaut. Mit Funkgeräten und allen Schikanen versehen. Voreilige Leute hätten daraus bereits auf die bevorstehende Erschöpfung der russischen Industrie geschlossen und mit grosser Sicherheit den kommenden Zusammenbruch der Roten Armee geweissagt. Alles falsch und Schwindel. Die Russen hätten nämlich aus kalter, bewusster Berechnung diese Rohbauten hinausgesandt. Eine Kriegsmaschine sei nach einer bestimmten Zeit der Beanspruchung reparatur- oder überholungsbedürftig. Die Russen aber lassen ihre Panzer kämpfen bis

zum totalen Verlust, neue kommen nach. Der Arbeitsprozess ist viel kürzer, weil der Einbau der technischen Instrumente viel Zeit beansprucht. Statt fünf Mann, also statt Fahrer, Richtschütze und Ladeschütze und Funker und Führer, brauche der Russe bloss zwei Mann: Fahrer und Schütze! Der Verlust an hochwertigem und schwer zu beschaffenden Panzerpersonal sei viel geringer. Dieses System hätte sich bewährt. Masse statt Qualität! Dasselbe sei mit der Artillerie. Wozu denn hochwertige Geschütze? Nach einer gewissen Zeit seien sie ohnehin kaputt. Lieber viel, statt gute . . . Und die Frage der Lkw. Mit den vielen Modellen sei die deutsche Armee schwer benachteiligt. Wegen der Ersatzteilfrage sei schon mancher Wagen irgendwo draussen liegen geblieben. Ein schwerer Verlust für die Einheit. Lastwagen sind schwer zu ersetzen und nachzuschieben. Und wieder sprechen sie vom ungeheuren russischen Raum, von der ungeheuren Masse der Menschen und Materialien der Roten Armee. Vom absolut kämpferischen Einsatz.

Mit ungeheurer Sachlichkeit disputieren wir. Ist es so, wie einer der anwesenden Schweizer sagt, dass Russland ihm Bewunderung und Angst eingeflösst habe? Die grossartigen Leistungen. Die Städte. Die Fabriken, Stauwerke, Strassen, Bildung. Erst aber die Armee. Das arme Volk. Herrschaft der Spionage. Der Kugel. Die Vernichtung aller derer, die das Gesamtwerk irgendwie hindern könnten. Ich denke an die Erschiessungen der eigenen Landsleute, die mit den Deutschen zusammen arbeiten. Und wieder die ungeheuren Einzelleistungen. Der Russen. Dieser Naturmenschen. Sie schwammen über die Wolga Ende November. Biwakieren und kämpfen wochenlang ohne Haus und Dach, draussen in den Wäldern bei 41 Grad Kälte. Keine Friedhöfe. Keine Kirchen. Kein Glaube. Nur Produktion. Nur Leistung. Nur Revolution. Absolut auch ihr Krieg! Zerstören alles. Städte, Brücken, Bahnen. Totaler Krieg. «Wir Deutsche wurden oft irregeführt», meinte Oberfeldarzt L. «Neuerdings wieder stellen deutsche Fernaufklärer hinter dem Ural in Sibirien grosse Städte fest, die auf keiner Karte verzeichnet sind. Dasselbe bestätigten mir auch Flieger im Lazarett in St. — Wer wusste etwas von der achtgeleisigen sibirischen Eisenbahn?» — Beide achten und lieben die Schweiz. Die herrliche Schweiz. «Nach dem Krieg kommen wir wieder in die Ferien, im Sommer oder im Winter.» «Die Schweiz ist ein gut gerüstetes und wachsame Land. Im Verein mit ihrer geographischen Lage wird sie wohl imstande sein, dem Krieg auch diesmal wieder auszuweichen.»

Während dem Mittagessen wird ein Verwundeter von S. eingewiesen. Er stirbt aber bereits in der Aufnahme. Die ganze Mannschaft sei von einer durchgebrochenen Panzerspitze aufgerieben worden. Wie ein Schlag traf die Nachricht die Aerzte. So nahe? Die ganze Südarmee abgeschnitten? Die Bahnen nach Südrussland unterbrochen? S. ist ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt. Das Lazarett erwacht aus dem Dornröschenschlaf. Sofortiger Räumungsbefehl. An allen Ecken stehen Lastwagen. Die einzelnen Stationen werden Hals über Kopf eingepackt. Ch... von den Russen genommen. Wahrhaftig, wir erleben da draussen ein Stück dramatische Weltgeschichte. Wir spazieren heute am D. und wühlen mit geduldigen Fingern im Strandsand nach Muscheln. Wir fanden nichts anderes, als kaputte Schneckenhäuser. Grosse Eisblöcke torkeln an den Strömungen der Ufer seitwärts und lösen sich und bröckeln immer mehr ins Wasser. Eine gute, warme Sonne lockt die Russinnen vor die Hütten. Und sie dehnen ihre Glieder und kriechen heraus aus den dickgefütterten Lumpen und sind daran, auf Taille überzugehen. Kleine, ruhige Wolken ziehen vorbei und spiegeln sich im dunkelblauen Gekräusel des grossen Stromes. Zum Tee mit guten Kuchen erscheint mitten in diesen aufregenden Stunden der Heeres-Sanitätsinspekteur, Generaloberstabsarzt H. mit seinen beiden Adjutanten. Man sitzt im Kasino und plaudert, und es herrscht eine herzliche Stimmung. Wir sitzen mit den beiden Adjutanten in der Runde. Sie halten ein Zusammenbrechen Deutschlands innerer Front für absolut unwahrscheinlich.

23. II. 1943. Gestern Abend gegen 1800 kamen unsere Hauptleute von der Besprechung zurück. Von der Besprechung mit dem G. O. St. K. Wir fahren! Und lebendig und behend sprangen Schwestern und Aerzte von den Pritschen, packten die letzten Ueberreste in Koffern und Rucksäcke. Mit welcher Hast wurden die beiden Autobusse geladen. Wir rumpelten über die D.-Brücke. Zum Bahnhof. Draussen auf der Westseite brannte immer noch lichterloh das Munitionsdepot. Wir wussten nur zu gut, was die «Sprengungen im Steinbruch», die ununterbrochenen Detonationen während gestern und der letzten Nacht zu bedeuten hatten. Russische Flieger waren da und russische Panzer waren 50 Kilometer vor S. durchgebrochen. Heute früh meldete der Heeresbericht, dass der Umfassungs- und Durchbruchversuch des Feindes zwischen D. und D. verhindert worden sei. Wir fahren auf den kleinen Bahnhof, entlang einem langen, schwarzen Güterzug. Verwundete werden geladen. Mit zusammenlegbarem



Tisch, einem kleinen Eisenofen, Schüsseln und Kanistern richten wir uns wohnlich ein, im Drittklassenteil eines alten Holzwagens, so wohnlich, dass wir glauben, zu Hause in einer Skihütte zu sein. Wir sind bereit zur Fahrt nach K. Die Lokomotive fehlt. Der Transportleiter sagt, wir würden vielleicht noch einen ganzen Tag warten müssen.

24. II. 1943. Gegen Abend. Der Zug gleitet. Ganz langsam. Wir sind guter Dinge. Und vertreiben die Zeit mit Lesen und Schreiben und Kartenspielen. Irgendwo treffen wir die deutschen Schwestern unseres Lazarettes. Sie sind seit jenem Montag, also bereits 14 Tage, ununterbrochen auf der Reise, zusammengepfercht in einem Güterwagen. Auf Stroh. Wir unterhalten uns, lachen miteinander und freuen uns, alte liebe Bekannte nochmals wiederzusehen, vor unserem endgültigen Verlassen der Ostfront. Still bewundern wir diese deutschen Schwestern, die ohne jeden Komfort, mit viel Humor, das Hin und Her ertragen.

27. II. 1943. L... Zum erstenmal wieder Glocken. Ich lag die letzten Tage recht krank und elend auf der Holzbank. Wir fahren immer mehr in den erwachenden Frühling.

28. II. 1943. Herrlicher Frühlingssonntag. Fast den ganzen Vormittag manövrieren wir zwischen schnaubenden und tutenden Lokis. Die Verwundeten wurden bereits während der Nacht ausgeladen und auf die einzelnen Lazarette verteilt. K.

Irgendwo gross angeschrieben: Zwangsarbeitslager. Ein heisses Bad. Welche Wohltat. Wir beziehen Unterkunft im herrlichen westeuropäischen Hotel: Deutscher Hof. Früher Hotel de France. Wir werden also noch eine Woche hier im grossen Ostlazarett arbeiten. Es liegt am Stadtrand. Es wurde früher von den Oesterreichern gebaut als Lazarett. Später diente es auch den Polen zu diesem Zwecke. Alte, langweilige Aerzte, die nicht gerade viel von Kriegschirurgie verstehen. Wie jammern jeden Abend meine Kameraden über die Unkenntnis dieser Leute und dem mangelnden Einsatz! Auch hier wieder Bestätigung dessen, was wir schon vorne sahen:

Erfrierungen kriegen verhältnismässig häufig einen Tetanus, weil die Serumprophylaxe nicht für nötig erachtet wurde. Und auch hier wieder viele Verluste, weil zu spät amputiert wurde, oder stark ausgebluteten Verwundeten lange Operationen zugemutet werden. Ich

denke immer noch zurück an Hammel, wie er bei Mohr die Arteria profunda femoris in zweistündiger harter Arbeit endlich fassen und unterbinden konnte, der Patient starb wenig später. Unsere Aerzte besichtigten das Fleckfieberinstitut. Die Läuse werden bis zu einer bestimmten Grösse gezüchtet in Brutkästen. Täglich zweimal werden die Läuse in kleinen Kapseln zum Saugen auf die Haut von Polen gesetzt. Wenn die Läuse eine bestimmte Grösse erreicht haben, werden sie durch den Mikromanipulator rectal inficiert mit den Rickettsien. In der unreinen Abteilung werden sie nun weitergezüchtet und genährt. Ein Pole kriegt als Läuseernährer im Monat 300 Zloty und Wehrmachtsverpflegung. Schliesslich werden die Läuse in Formol abgetötet und Polinnen sezieren den Läusedarm heraus. Eine gute Arbeiterin erklaut täglich gut 2000 Därme. Die Aufschwemmungen werden in Ampullen abgefüllt. Laufende Sterilitätsproben. Natürlich. So werden hier im Monat gegenwärtig 100,000 Portionen Fleckfieberimpfstoff hergestellt. Am späten Nachmittag besuchten wir die Oberschenkelstation. Glänzend eingerichtet, mit guten Aerzten. Auch hier werden die Oberschenkel flach gezogen über Wochen und Monate, bis die Infektion abgeklungen ist. Transfusionen zwischenhinein. Selbstverständlich. Jetzt entsplintern. Alle Knochenteile, die nicht direkt in der Fractur liegen und mit dem Periost in Verbindung stehen, werden entfernt. Umnagelung. Eine gerissene Aufhängevorrichtung erlaubt dem Verwundeten mit Handzug seinen Fuss und sein Knie zu bewegen, die Fractur aber ist durch Gips festgehalten. Ruhigstellung noch maximal drei Monate. Im ganzen ist ein Oberschenkelschussbruch sechs bis zehn Monate nach der Verwundung wieder verwendungsfähig. Knieempyeme werden sehr oft radikal amputiert. Denn der leitende Arzt sagt, wenn wir spülen, sollte bereits reseciert werden. Und die Resection kommt wieder dann so spät, dass nur noch die Amputation das Leben retten kann. Die Amputation am Oberschenkel ist umso schlimmer und mit schlechteren Resultaten, je höher man absetzen muss. Amputiere so sparsam wie möglich. In der Fractur. Empyeme des Hüftgelenkes nie resecieren. Nur incidieren und konsequent ruhig stellen.

5. III. 1943. Wir dürfen heute Burg und Kathedrale besuchen. Sonst ist der Hügel niemandem zugänglich. Der Sitz des Generalgouverneurs. Der Schlagbaum hebt sich. Die S. S.-Wache tritt beiseite, wir fahren langsam durch das steinalte, verwitterte Tor auf einen grossen, freien Platz, unter den alten Bäumen, ringsum verwetterte Türme und Mauern. Drunten fliesst gemächlich die Weichsel.

«Corpora dormiunt» — «Vigilant animae». —

Auf massiven Säulen liegt eine schwere granitene Decke. Und als Fries dieser Spruch. Eine eiserne, schwere Platte rollt zurück. Auf einer engen Stiege steigen wir hinab in die Gruft von Marschall Pilsudski. Ein steinernes Gewölbe. Genau unter dem Hochaltar der Kathedrale liegt der Sarkophag. Ein kleines, schmiedeisernes Tor trennt uns — verziert mit dem polnischen Adler und seinem Runenfamilienwappen. Pilsudski war von seiner ersten katholisch angetrauten Gattin geschieden. Und hatte zum zweitenmal mit einer Protestantin geheiratet. Die Kirche musste ihm ein kirchliches Begräbnis in heiliger Erde verweigern. Er wurde ausserhalb der Kirche beigesetzt, das heisst unterhalb, und man schaffte einen speziellen Zugang von aussen. Wir bestaunten die Krönungshalle der polnischen Könige. Und hörten im Vorbeigehen die Worte des kunstverständigen Begleiters: «Krakau ist eine urdeutsche Stadt». Wir betrachten den eigenartigen, verpechten Christus am Kreuz, ohne Bart. Ein dünner, schwarzer Schleier hängt davor: Seit der dritten Teilung Polens zum Zeichen der Trauer. Weil die Polen nach dem Weltkrieg den Schleier nicht weggenommen hätten, seien sie nochmals in Knechtschaft gefallen. — Mehrere Attentäter hätten versucht, mit Gewalt den Schleier zu entfernen. Scharfe S. S.-Wachen schützen Burg und Kathedrale und Schleier und Christus ohne Bart. Welches Leiden in seinem tief durchfurchten Gesicht. Nachdenklich schritten wir über den Innenhof der Burg. Welche Pracht in den herrlichen Sälen, Bilder, Wandteppiche, Plastiken. Hier haust die Regierung des G. G. Zum Schluss standen wir im Arbeitszimmer des Generalgouverneurs. Von der schweren, herrlichen Kassettendecke grinsen die menschlichen Laster, ausdrucksvolle Köpfe, kunstvoll geschnitzt. — Leichten Herzens nahmen wir Abschied von der herrlichen, alten Stadt Krakau, es geht ja heimwärts. In bequemen Polsterwagen. Pünktlich rollen wir langsam westwärts. Nach Berlin. Vor wenigen Tagen wurde Berlin bombardiert. Ob wir von den Schäden etwas bemerken werden? Wir drängen uns zu den Fenstern, wie damals, es ist ja so lange her. Nur zu gut sehen wir die Spuren, die zerstörten Häuser, die fehlenden Dächer, verkohlte Hauswände, durchlöchernde, ohne Scheiben. wir werden, wie damals, freundlich empfangen. Und wieder wie damals reizvolles Mittagessen inmitten der geladenen illustren Gäste. General O. spricht vom schwer angeschlagenen Berlin. Auch das könne die Deutschen nicht entmutigen, den einmal eingeschlagenen Weg bis zum siegreichen Ende fortzusetzen. Sauer-

bruch hält eine begeisterte Tischrede, erhebt sein Glas und trinkt, dass die Schweiz die Schweiz bleiben möge: «Es lebe die Schweiz!»

Ich treffe meine Verwandten. Sie jammern nicht, aber sie sind noch ganz benommen von der furchtbaren Nacht. Sie leben in einer ständigen Angst, die nächste Nacht kann's wieder bringen. Viele ihrer Bekannten sind umgekommen.

Wir steigen am Anhalter Bahnhof in unsern Wagen. Oh, wie seid ihr zu beneiden, in die glückliche Schweiz fahren zu können. Peter und seine ganze Familie ist hergekommen, sie winken mit feuchten Augen! Wenn wir nur mitfahren könnten. In dieses Paradies! —

Schweiz. Zu Hause. Erregt bummeln wir in Schaffhausen an der warmen Sonne. Keine Hast. Man spaziert, die guten Schweizer. Und wieviele wissen, was es heisst, heute Schweizer zu sein? Wir stürzen uns auf die Telephone. Die Stimmen der lieben Angehörigen wieder hören nach den langen Wochen des Fortseins. Wir sind wieder daheim. Freudig und dankbar.

## **Berichtigung**

In meinem kleinen Beitrage «Erfahrungen über gas- und ödembildende Infektionen an der Ostfront» habe ich die Einteilung und Auffassung der Gasödeminfektionen in braune, blaue, farblose Form, wie Malignesödem wörtlich aus der Arbeit von Prof. Dr. E. Dormanns, Oberfeldarzt d. R. (Zbl. Chir. Nr. 15/1942) übernommen. Prof. Dormanns hat als erster die sog. «farblose» Form in der deutschen kriegschirurgischen Literatur beschrieben und wegen ihrer schweren Erkennung scharf hervorgehoben. Die Einteilung in braunes, blaues, farbloses Gasödem, wie Malignesödem, stammen in dieser Form ebenfalls von diesem Autor.

Hptm. Weyeneth.

## **Wehrmedizinische Buchbesprechungen**

*Veröffentlichungen aus dem chirurgischen Sonderlazarett des O. K. W. 1942/43.*

Von Chefarzt Oberstarzt Wachsmuth. Brüssel 1944.

Der vorliegende Band enthält die in den Jahren 1942 und 1943 im chirurgischen Sonderlazarett des O. K. W. entstandenen Arbeiten, deren grösster Teil in verschiedenen Fachschriften — Chirurg, Milit.-Arzt, Zbl. Chir., Münch. med. Wschr., Kli. Wo. — bereits veröffentlicht wurde. Er soll Rechenschaft über die